



Vergißmeinnicht 1910

11 (1910)

Vergißmichnicht.

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und
Sendungen sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

28. Jahrgang.
Nr. 11.

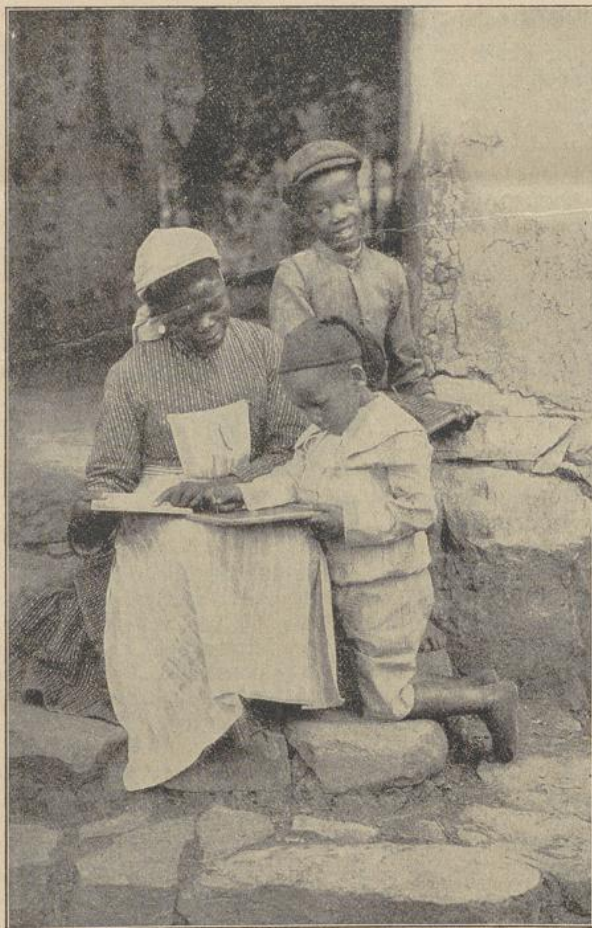
Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1.50,
direkt franko zu-
gelandt oder von
unsern Befördern
bezogen.

Uebersetzungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.
Probenummern
gratis.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu Gunsten
der armen Heiden
in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmichnicht
geschehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Zahlskarte oder
Postanweisung.

Postcheck-Konto
Köln Nr. 1652.



Köln a. Rh.
November 1910.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmichnicht
werden an allen
Orten gesucht.

Für die Abonnenten
des Vergißmichnicht
als Wohltäter
unserer Mission
werden täglich in
der Kollegiatkirche
zu Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.

Aller Anfang ist schwer.

Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergißmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Kollegiatkirche zu Mariannhill zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Mit Gedächtnis-Beilage von 12 Seiten.

Die Sorge.

Einst saß am Weg die Sorge
Und hielt gestrenge Wacht,
Und alle, die da kamen,
Nahm sie gar wohl in acht.

So saß sie ernsten Blickes
Und heischte ihren Sold:
Gar mancher zog vorüber
Und gab ihr schweres Gold.

Auch manchesmal ein Armer
Zog ungestört vorbei,
Doch keinen Reichen ließ sie
Vom Lösegelde frei.

Den Guten, welche kamen,
Verhieß sie bald ein Glück,
Doch allen Schlechten gönnte
Sie nur den finstern Blick.

Jed' Kindlein ließ sie ziehen,
Das freundlich zu ihr sprach,
Doch blickte sie von ferne
Noch lange jedem nach.

M. Schauenbach.

Rede des hochwürdigsten Herrn Abtes von St. Ottilien, Norbert Weber, auf der diesjährigen Tagung der deutschen Katholiken zu Augsburg (vom 20.—25. August) betreffend die Heidenmission.

Einst ging St. Gregor der Große durch den Markt von Rom. Da sah er einige Jünglinge, die als Sklaven feilgeboten wurden. Ihr edles Aussehen fiel dem Heiligen auf und er frug nach ihrer Heimat. Angli vocantur, es sind Engländer. Der Heilige darauf: „Engländer?“ Sie sehen aus wie die Engel; sie sollen Engel werden.“ Und erhoben auf den Stuhl Petri, sandte er Glaubensboten nach England.

Für die Missionsgeschichte hat jene Zeit des großen Missionspapstes eine ähnliche Bedeutung wie die unsrige. Statt eines Gregor steht ein Pius auf der hohen Warte. Damals wurde durch das Geschiebe der Völkerwanderungen Christus, der Eckstein, hineingetragen in die Länder Europas. Der imposante Bau des christlichen Europa begann sich emporzutürmen. In unserer Zeit bereitet sich eine große, weltumspannende Völkerverfettung vor. Internationale Interessen sollen die Menschen zusammensügen und in Abhängigkeit halten. Soll da nicht auch das Kreuz ein Glied in dieser Kette bilden, um die Völker mit ihrem unverrückbaren Zentrum, mit Gott, zu verketten?

Für mehr als eintausend Millionen Heiden hebt eine entscheidende Krisis an. Der eine Teil dieser heidnischen Volksmassen, tiefstehende Kulturvölker, ist aufgeteilt unter die Kolonialmächte. Von diesen sollen sie die Kultur bekommen. Auf der andern Seite nähern sich die gewaltigen heidnischen Kulturstaaten, insbesondere des östlichen Asiens, dem kulturstolzen Europa; diese wollen bei ihm äußere Zivilisation, die Errungenschaften der Technik, gelehrte Wissenschaften sich holen.

In dieser Situation muß die Weltkirche auf dem Plane sein. Das Programm ist längst entworfen: Eantes in universum mundum! (Geht hin in alle Welt!) Auch wir, wir Katholiken Deutschlands, sollen an der Durchführung dieses Gottesprogramms mitarbeiten. Jene „Angli“ sind für uns „Angeli“ geworden;

von ihnen haben wir die frohe Botschaft empfangen; in Dankbarkeit und Liebe sollen wir sie weitertragen. Vater Sorge, Hirtenliebe sendet uns am späten Weltenabende: Ite et vos in vineam meam! (Geht auch ihr in meinen Weinberg!) Die Lage ist günstig, aber sie drängt vor allem bei den Millionen-Völkern im Osten. Japan gibt der Missionsbewegung einen deutlichen Wink. Kaum hat es so viel von Europa hinübergenommen, daß es in kulturellem Uebergewicht über seine Gegner Herr wurde, da will es sich schon wieder in die unnahbaren Bollwerke nationaler Selbständigkeit zurückziehen und mit den außernationalen Kräften auch das Christentum von sich fernhalten.



Norbertus Weber,
Abt von St. Ottilien.

Wird China, das bewundernd auf das siegestrunzene Inselreich schaut, nicht ebenso, wie Japan, sich für kurze Zeit dem europäischen Einfluß in die Arme werfen wollen, um sich dann ebenso rasch wieder zu entziehen? Jetzt legt es noch selbst Brechen in

Mauern, um die europäische Kultur einzulassen, jetzt muß auch das Christentum miteingeziehen!

Aber was bedeuten die zweitausend Missionäre in einem Volke von vierhundert Millionen? Den Tropfen am Eimer. Wie sollen sie auf Eroberungen ausziehen, da die Pastoration der Millionen Christen ihre Kraft zum großen Teil absorbiert? Unter den jetzigen Bedingungen, wo auf einen Missionar 500 Christen und zweihunderttausend Heiden treffen, ist eine Befehrung Chinas ausgeschlossen.

Nach Korea greift der japanische Einfluß direkt hinüber. Nur kurze Frist ist nach menschlichem Ermessen dem Arbeiten der Missionäre gesteckt, um jenen herrlichen Boden, der noch von frischem Martyrerblut gerötet ist, zu bebauen. Japan wird gar bald auch seine Provinz dem fremden Einflusse verschließen.

Meine Herren! Jetzt oder nimmer! so müssen wir Menschen das Aufleuchten am östlichen Himmel deuten. Das katholische Abendland soll mit flammender Missi-

onsbegeisterung auf dieses hoffnungsvolle Leuchten antworten.

Sehr geehrte Versammlung! Es ist mir unmöglich, in wenigen Minuten vom fernen Osten her Land für Land zu durchwandern und die großen Aufgaben, die lohenden Ausichten für die Verbreitung des Glaubens zu schildern. Ich will als Gegenstück zu den heidnischen Kulturstaaten des Ostens die Naturvölker Afrikas gegenüberstellen, die als Fetischdiener auf der tiefsten Stufe der Kultur stehen. Es scheint ja Afrika bei seiner verhältnismäßig geringen Bevölkerung etwas günstiger mit Missionären versorgt zu sein. Aber bei seiner ungeheueren Ausdehnung wachsen auch die Schwierigkeiten der Missionierung ins Ungemeßene. Wieder die Frage: Was bedeuten die 1800 Missionäre in einem ganzen Erdteil? Württemberg und Baden haben zusammen mehr Priester als ganz Afrika, wo die 800 000 Katholiken unter den 200 Millionen Heiden fast verschwinden. Wie da das Ziel erreichen, um das der Weltheiland so innig gefleht hat: „ut sint omnes unum“ — daß doch alle eins werden möchten?

Die Wege zu diesem Ziele gehen anders als bei den Kulturvölkern Afrikas. Müheliche soziale Vorarbeiten müssen den Boden für das Christentum bei den wilden Naturvölkern erst herrichten. Fast will dem Missionär der Mut sinken, wenn eine Hungersnot die andere ablöst, wenn eine Seuche um die andere das Volk dezimiert, wie in Indien und Innerafrika, und wenn er damit den Erfolg seines Wirkens stets von neuem in Frage gestellt sieht. Kein Wunder, wenn unter dem Drucke solch sozialen Tiefstandes die Herzen der Wilden nur schwer sich für die Ideale der Religion, nur langsam für die Opfer des Christentums begeistern lassen. Ein mühsames



Präsident des Augsburger Katholikentags
Oberlandesgerichtspräsident Marr.

Wert, an dem viele Kraft sich verzehrt, zu früh sich verzehrt, gar oft deswegen, weil ihr die materiellen Mittel fehlen, um der sozialen Not wirksam zu steuern.

In einer anderen Beleuchtung zeigen sich die heidnischen Kulturvölker. Freilich ist auch dort nur allzu oft eine übergroße Not zu bekämpfen, die sich allüberall mit schwerem Druck auf das Heidentum legt, aber gleichwohl, das Hauptmittel, wodurch die Mission diesen Völkern imponieren und sie allmählich Christo näher rücken kann und muß, das ist die Schule. Nur durch die Schule kann das Christentum sich seine Existenzberechtigung in Japan erhalten. Nach Hochschulen verlangt China und Korea. In Indien, wo die Kirche nur mit Mühe die Eroberungen früherer Jahrhunderte behaupten und erweitern kann, haben die Väter der Gesellschaft Jesu und die Söhne des hl. Franziskus unter ungeheuren Opfern an Geld einige, freilich mustergiltige Universitäten gegründet, um den zahlreichen Schöplungen protestantischer Missionstätigkeit wenigstens ein kleines Gegengewicht gegenüberzustellen.

Aber warum hat man versäumt, in Indien, Japan, Korea Schulen zu gründen, Lehrer heranzubilden? Versäumt? Vielleicht da und dort unter dem Druck überwältigender Seelsorgsarbeiten; in 99 Fällen nicht gekannt, weil Geld und Personal fehlte.

Meine Herren! Das sind alte und doch stets neue Wunden, über die unsere Missionäre klagen. Wunden sind rasch aufgedeckt, schwer geheilt. Doch die Liebe vermag alles. Blättern Sie in den Missionsberichten! Sie klingen alle aus in die drückende Sorge des ersten, des göttlichen Missionärs: „Die Ernte ist groß, der Arbeiter aber sind so wenige,“ und in die kummervolle Frage: „Woher sollen wir Brot nehmen für so viele?“ Geld und Personal, das sind die beiden Brennpunkte, in denen der Gang der Mission sich bewegt.

Für die großen Schulen und deren Unterhalt in den Kulturländern, für ihre Waisenhäuser und Hospitäler, für die hungernden Neger und die unglücklichen Südeuropäer, für sein armseliges Missionskirchlein fleht der Missionär zu mildreichen katholischen Herzen. Und doch, durch alle diese bitteren materiellen Sorgen drängt sich die noch dringendere Bitte hindernd in den Vordergrund: „Sendet uns Priester, sendet uns Mitarbeiter!“

Nicht mit Reid, nein, mit ungeheuchelter Bewunderung und Anerkennung verfolgen wir die großartigen Millionen-Stiftungen eines Rockefeller. Er hat damit die protestantische Missionstätigkeit wesentlich gefördert und ihr im Verein mit dem übrigen amerikanischen Kapital vielerorts ein Uebergewicht über die katholische Mission gegeben. Ein Rockefeller hat es verstanden, die amerikanische Jugend für die großen nationalen Zwecke in China zu begeistern. Soll das Bewußtsein, den wahren Glauben zu besitzen, soll die Erkenntnis der Pflicht, diesen Glauben auch anderen zu bringen, soll das Interesse Gottes, soll die Macht der Wahrheit nicht gleiche Wirkungen hervorbringen imstande sein?

Nimmer soll in Zukunft der Not schrei eines Missionärs ungehört verhallen. Könnte auch Gold und Silber,

könnte der Sella der Witwe noch höher umgewertet werden, als wenn damit unsterbliche Seelen für den Himmel erkaufte werden? Und auch an Euch, katholische Jünglinge, eine Frage: Wenn Opfersinn, wenn Seelenrettung, wenn Arbeiten für Christus, wenn Sterben für Christus Ideale sind, ist notwendig, große Herzen auf diese Ideale erst aufmerksam zu machen? Große Ideale reizen ja große Herzen.

Das größte Weltideal ist das Kreuz; und was mit dem Kreuze gestempelt ist, rückt diesem Ideale näher. Das Missionsleben trägt den Kreuzstempel und ich muß ihn zeigen, wenn ich einen Einblick in die Missionslage geben will.

Die ausgefüllten Totenlisten der verschiedenen Missionskongregationen, die vielen Gräber in der Mission stehen unter dem Zeichen des Kreuzes. Darf ich unserer Kongregation ein paar Zeilen entnehmen? In der langen Reihe unserer verstorbenen Missionäre sind 75 Prozent unter 35 Jahre vom Tode hinweggerafft worden und nur drei haben ein Alter von 41 beziehungsweise 42 Jahren erreicht. Und doch sind alle in der Vollkraft des Mannesalters ausgezogen in erklärter Tropentauglichkeit. Aber es ist auch noch kein einziger zurückgekehrt vor der Erkenntnis, daß er bei der Ausendung in die Mission zum wenigsten die Hälfte seines Lebens

von vornherein zum Opfer bringen muß. Und wenn Sie die Berichte der anderen Missionen durchblättern: die Prüfungen sind in vielen Gegenden die gleichen, vielleicht noch härtere.

Was hat Fernandopo den spanischen Missionären an Opfern gekostet! Mehr als 80 Missionäre sanken in den wenigen Jahren der ersten Entwicklung von 1883 bis 1900 ins Grab. Auf dem Friedhofe bei Bagdad liegen 50 Karmeliter und keiner von ihnen war mehr als 10 Jahre in der Mission tätig. Wer wollte sie alle zählen die vielen, vielen Grabhügel, die sich überall so rasch aneinander gereiht haben, wo die Mission mit ihrer opfervollen Arbeit eingesetzt hat? Alle diese hehren Opferstätten kennzeichnen die Lage der Mission und rufen lauter als die feurigsten Werbechriften, flehen inniger als der Notschrei der von der Arbeit fast Erdrückten. Katholische Welt! Katholisches Deutschland! fülle die Lücken aus, damit das Werk des Schweißes und der Tränen nicht zugrunde gehe!

Und wenn das morsche Grabkreuz einen Märtyrermissionär hütet — und die Getreuen ringsum, die unter seiner Führung die Siegespalme errungen — wer möchte nicht in freudiger Glaubensbegeisterung das Werk eines Märtyrers fortsetzen, fortsetzen helfen? Sanguis Martyrum semen Christianorum! O, auch das Martyrium der Liebe, dem alle die vielen Missionäre weihen, es ist die Garantie für eine reiche Ernte.

Meine Herren! Sie sagen mir: Du verlangst neue Opfer, größere Opfer, nicht allein an Geld, sondern auch das Opferblut unserer Söhne und Töchter. Stehen denn die Erfolge mit den bereits gebrachten Opfern im Einklange?

Zuerst eine Gegenfrage. Dürfen wir in einer so ernstesten, echt katholischen Sache, in welcher es sich um die Interessen Gottes und seiner hl. Kirche handelt, mit dem Maße des Zeitgeistes allzu irdisch zählen und wägen? Ist Gottes Wille klar, tun wir unsere Pflicht und überlassen wir Gott den Erfolg! Nicht der ist etwas, welcher sät, noch auch der, welcher begießt, sondern der das Gedeihen gibt, Gott. Auch der Missionär darf und muß sich zufrieden geben, wenn er unter Mühe und Schweiß seine Pflicht getan. Wiederholt ist es mir in den letzten Wochen vorgekommen, daß einer meiner Missionäre mir mit freudiger Genugtuung über seine Erfolge berichtete und seine aussichtsvollen Pläne für die nächste Zukunft entwickelte. Und zugleich mit diesem Berichte war auch die Nachricht von seinem Tode eingetroffen.

Erfolge!? Eben vor fünf Jahren sah ich in Ostafrika bei meiner Visitationsreise eine Reihe von aufblühenden Missionsstationen beim Aufstand in Asche sinken. Alles schien trostlos unter den Trümmern begraben zu sein. Und heute scharen sich statt der 100 Schulkinder von damals um Kingonzera wohl an die 2000; in Kiwiro ist schon das dritte Tausend voll. Ein Frühlingsprossen, das reiche Ernte erhoffen läßt.

Erfolge!? Soll ich hinweisen auf die Eroberungen, welche die Heldensöhne des Kardinals Lavigerie in Uganda gemacht haben? Was war das doch eine Aussaat unter Tränen die ersten 16 Jahre hindurch. Alles schien sich verschworen zu haben, die aufkeimende Saat niederzutreten. Und die folgenden 16 Jahre? Eine Blüte, die fast einzig dasteht auf dem weiten Felde der Missionstätigkeit.

Noch rasch ein Blick nach Indien: Trotz der äußerst schwierigen Lage, in welcher sich die indische Kirche wegen Mangel an Kräften und Geld immer befand, ist

wohl die Hälfte der zweieinhalb Millionen Katholiken auf Rechnung der Missionsarbeit in den letzten Jahrzehnten zu setzen.

Um ein allgemeines Bild zu geben: Vielleicht läßt sich am ehesten aus der Zahl der Katechumenen ein Schluß auf die Fruchtbarkeit der gegenwärtigen Missionsarbeit machen. Danach würden auf jeden der circa 13 000 Missionspriester rund 100 Katechumenen treffen. Gewiß eine jegensreiche, aber auch mühevolle Arbeit, wenn wir bedenken, daß im Durchschnitt jeder dieser Priester durchschnittlich noch 600 Christen zu pastoriieren und die oft weit zerstreuten Schulen zu leiten hat, um aus ihnen neue Taufbewerber zu erhalten. Wahrlich! Gottes Segen ruht auf dieser Arbeit.

Und wenn die Erfolge noch zu klein dünken, der rechne den Wert einer einzigen unsterblichen Seele aus und beginne mit dem erhaltenen Resultat zu multiplizieren. Welch ungeheuren Wert wird er errechnen, einen Wert, der unendlich den Aufwand überwiegt, um den diese Seelen erkaufte worden sind.

Meine Herren! Mit einfachen Linien habe ich eine flüchtige Skizze hingeworfen: Ernste Schatten, freudige Lichter. Noch fehlen ein paar Striche, gleichsam der Vordergrund, damit das Bild nicht in der Luft hängt. Der Vordergrund erst gibt die weite Perspektive, dem Ganzen Kraft und Leben. Ohne Missionshäuser und Missionsseminarien, ohne die kraftvolle Entwicklung der Missionsorden im Heimatlande fehlt der äußeren Mission der feste Untergrund, genau so, wie für die Verwaltung eines Bistums die Knaben- und Priesterseminarien Lebensbedingung geworden sind.

Ich möchte diese Missionshäuser mit fruchtbaren Bäumen vergleichen, die ihre Früchte in die weite Welt abgeben. Sie wurzeln im Glaubensbewußtsein des katholischen Volkes. Das katholische Volk liebt und pflegt die Gotteshäuser und gibt ihnen das Kostbarste, das es hat: opferfreudige Söhne, heldenmütige Töchter, damit diese Zeugnis ablegen für die Glaubensbegeisterung des katholischen Deutschland vor der ganzen Welt. Die hl. Hierarchie der Kirche, die Bischöfe, die sich freuen, einen Teil ihrer Pflicht als katholische Bischöfe, die Pflicht der Glaubensverbreitung, verwirklicht zu sehen, sie haben die Missionsbewegung gesegnet, die Missionsanstalten gefördert. So sind Deutschlands Missionshäuser entstanden, daraus haben die alten Missionsorden jugendfrischen Missionseifer geschöpft.

Ohne die großen Missionsseminarien hätte Frankreich niemals jene Streitscharen für Christus ins Feld führen können, die ihm bislang den Ruhm gesichert haben, am meisten in den Missionen geleistet zu haben. Nunmehr soll Deutschland mit in die Räden einspringen, welche der christusfeindliche Zeitgeist in Frankreichs Missionsarmee gerissen. Wir wollen nicht fragen, ob das katholische Deutschland noch mehr tun kann, ob es noch mehr zu tun verpflichtet ist, als es tatsächlich tut. Katholische Liebe wird die richtige Antwort finden. Nur den einen Gedanken lassen Sie mich präzisieren: die Früchte der Mission sind abhängig von dem Blütenstand der Missionshäuser in der Heimat.

Sehr verehrte Versammlung! Ueberall auf dem weiten Erdenrund wirken Deutschlands Söhne und Töchter in der katholischen Mission. Weit zerstreut auf dem ganzen Erdbreis ruhen die Heldenleiber deutscher Männer, die im Kampfe für Christus gefallen sind. Das Wirken der einen, das Andenken der anderen ist ein Monumentum aere perennius auch für Deutschlands Ehre und Ruhm. Ueberall, wohin sie das Kreuz und

seinen Segen getragen, überall haben sie auch den deutschen Namen groß gemacht. Das schlichte Grab des Bischofs Anzer auf dem Campo Santo der Deutschen in Rom ist ebenso ein Denkstein deutscher Geschichte, wie das Grab des mährischen Gravenreuth unter den Palmen Afrikas. Wir ehren die Treue deutscher Frauen, welche die Liebe zur deutschen Heimat opfern, um ihren Gatten zu folgen. Wir bewundern die Liebestärke, in welcher begeisterte Jungfrauen das Missionskreuz nehmen und mit ihm all die Leiden und Opfer des Missionslebens. Deutschlands Frauen und Jungfrauen haben mit hingebender Liebe der Not ihrer kämpfenden Söhne und Brüder im heißen Wüstenland des Südens gedacht. Wir danken es ihnen. Wir wollen aber auch mit Dankesworten der Liebestaten gedenken, mit denen deutsche Frauen und Jungfrauen den Streikern Christi in der Mission Hilfe senden.

Deutsche Ingenieure haben die Bagdadbahn gebaut. Die Gelehrsamkeit deutscher Jesuiten glänzt auf den Universitäten Indiens. Deutsche Händler, deutsche Kolonisten lassen sich nicht abschrecken vom gelben Fieber Brasiliens. Katholische Eltern! Wollt Ihr Euren Sohn, Eure Tochter zurückhalten, wenn sie ihr Leben als Preis unsterblicher Seelen einsetzen? Nimmer soll der Wagemut der Welt den Opfergeist des Glaubens beschämen. Deutschland hat sich in seinen Kolonien eine große Kultur Aufgabe gestellt. Freudig übernimmt die Mission zu ihrer primären Aufgabe der Seelenrettung, hinzu auch den ihr zufallenden, nicht kleinen Teil kultureller Arbeit, und das mit eifriger katholischer Liebe, der die ganze Welt zu enge ist, die überall helfen möchte.

Ein hervorragender Kolonialpolitiker schreibt: „Vor allem kommt es darauf an, daß auch bei uns in Deutschland diejenigen Kreise, welche Bildung, Besitz und nationale Entschlußfähigkeiten repräsentieren, von ihrem Vorurteil gegen das Wort „Mission“ frei werden.“ Ich darf vor den katholischen Männern das Wort „Vorurteil“ nicht nennen. Ich meine, ich sollte dem Ausdruck nationaler Begeisterung eines Dr. Rohrbach den Ausdruck katholischen Empfindens gegenüberstellen: Vor allem kommt es darauf an, daß auch die Katholiken Deutschlands, jeder an seinem Platze, jeder nach seiner Kraft, katholisch denken und fühlen und katholisch handeln für die Missionen unserer hl. katholischen Kirche.

So haben ein Gregorius der Große und seine Missionäre unter der Führung des hl. Augustinus zusammengearbeitet. Und ihr Erfolg war ein Kulturwert auf der Basis der Religion. Durch das Kreuz haben sie die Sklavenketten gebrochen; ihre Predigt hat den Frieden gebracht; der christliche Glaube hat das Volk geeint und groß gemacht. Wir verstehen den Jubel, mit dem St. Gregor die Nachrichten aus England empfängt, die Freude, mit der er an den hl. Augustinus schreibt: „Ehre sei unserem Gott, dessen Liebe uns antreibt, in dem fernen Britannien Brüder zu suchen, die wir nicht kannten, dessen Güte uns diejenigen finden ließ, die wir suchten, ohne sie zu kennen. Wenn im Himmel Freude ist über einen Sünder, der Buße tut, mehr als über 99 Gerechte, welche Freude wird dann erst über ein ganzes Volk sein, das den Glauben annimmt und so gerettet wird. Und Du bist es, der dem Himmel diese Freude bereitet.“

Gottes Liebe treibt und drängt auch uns, Brüder zu suchen, die uns, die ihn, ihren Gott und Vater

nicht kennen. Millionen deutscher Katholiken schauen heute nach Augsburg. Ich möchte diese Blicke alle hinführen auf jene, die keine Ahnung haben von der Glaubensbegeisterung, von der katholischen Liebe, mit welcher wir an sie denken, auf die Heidenwelt. Die ganze Welt hat ein Recht, an ein katholisches Herz zu appellieren. Wir wollen unser Herz dem Appell der Heidenwelt öffnen.

Welche Ehre, an Christi Liebeswerk weiter arbeiten zu dürfen: Völker glücklich zu machen; Licht in die tiefen Schatten der Heidenwelt zu bringen; Freude im Himmel bereiten! Und ein guter Teil der Freude fällt uns selbst zu. Gottes Wort haben wir zum Pfand: „Qui ad justitiam erudiunt multos, quasi stellae fulgebunt in perpetuas aeternitates.“ — Die viele zur Gerechtigkeit erziehen, werden leuchten wie die Sterne durch alle Ewigkeit.“ —

Reflexion und Anwendung.

Vom hochw. P. Rötter Vorspel, Prokurator.

Das große Interesse und die steigende Begeisterung, welche die heutige Katholikenversammlung in Augsburg für die Heidenmission zum Ausdruck gebracht hat, legt den Vertretern der einzelnen Missionen schon im eigenen Interesse eine gewisse Verpflichtung auf, dasselbe in weitere Kreise zu tragen. Wir werden deshalb nicht nur gern die von dort ausgehenden Anregungen der vorgeschriebenen Reden in dieser und noch einer anderen, in der folgenden Nr. abdrucken, wir halten es sogar für angezeigt, dieselben in einer außergewöhnlichen Beilage unseren bisherigen Missionsfreunden zur Verfügung zu stellen mit der bescheidenen Bitte, diese herrlichen Worte auch wenigstens einem andern zugänglich zu machen, der aus irgendwelchen Gründen noch keine Kenntnis davon hat, um dadurch unserer Mission einen neuen Freund zu gewinnen, ihm das „Vergißmichnicht“ zu empfehlen, um durch ein neues Abonnement auf diese Zeitschrift wenigstens eine kleine Unterstützung für die Heidenmission zu gewinnen. Wenn diese Reden auch manchem zu Gesicht kommen, der sie in Augsburg mit eigenen Ohren gehört, oder sie damals schon aus den Zeitungen gelesen, so werden doch viele jene herrlichen Worte gern noch einmal an ihrem Geiste vorüberziehen lassen, andere mögen in dem geschäftigen Getriebe landwirtschaftlicher Arbeiten damals keine Zeit gefunden haben, diese Missionsvorträge mit Muße zu lesen, sie mögen ihnen dann zur Zeit winterlicher Ruhe im warmen Stüßchen hinter dem Ofen willkommen sein.

Aus der gefaßten Resolution des Augsburger Katholikentages, das Missionswesen betreffend, sei besonders folgendes hervorgehoben:

Die 57. Generalversammlung empfiehlt dem tatkräftigen Wohlwollen der deutschen Katholiken alle Werke, welche der Ausbreitung des hl. Glaubens dienen, die Missionshäuser, die ihre Mitglieder als Apostel in die heidnische Welt aussenden, und die Vereine, deren Gebete und deren Geldmittel die Erhaltung und Ausbreitung der Missionen bezwecken. Sie spricht der opfervollen und erfolgreichen Missionstätigkeit der Orden und Genossenschaften hohe Bewunderung aus. Sie erwartet, daß die Katholiken Deutschlands weit mehr noch als bisher die Missionsvereine fördern und unterstützen werden.

Der zum Ausdruck gekommene Geist der diesjährigen Resolution ist katholischer, das heißt allge-

meiner als der in früheren Tagungen kundgegebene. In nationaler Begeisterung für die jungen Kolonien Deutschlands trat die Empfehlung der Missionstätigkeit nur der darin sich niedergelassenen Genossen. Hat in früheren Jahren in den Vordergrund, heute dagegen empfiehlt die 57. Generalversammlung der deutschen Katholiken, die Missionstätigkeit aller deutschen Ordensleute, sowohl die der alten Orden wie die der neueren Gesellschaften, der Mildtätigkeit aller deutschen Glaubensgenossen.

Jedes echt katholisch: Herz wird dafür ein Verständnis haben und die Grenzen seiner Mildtätigkeit, welche die Notlage im benachbarten Frankreich für die auswärtige Mission verengt hat, dementsprechend erweitern.

Warum sind die Worte von den Missionshäusern im Druck so hervorgehoben? Um den verehrten Lesern und Leserinnen die Wichtigkeit derselben hervorzuheben, um anzudeuten, daß sie gerade uns Mariannhiller Missionaren aus dem Herzen gesprochen sind.

Seit Rom (durch Dekret vom 2. Februar 1909) die Hindernisse des Trappistenordens, die es unter anderem auch erschwerten, von Afrika aus, getrennt vom Missions-Mutterkloster, in der europäischen Heimat ein eigenes Missionshaus zu errichten, genommen, haben unsere jetzigen Obern sofort ernstlich daran gedacht, eine solche segensbringende Stätte ins Leben zu rufen. Mit diesem besonderen Auftrage bin ich vor ungefähr Jahresfrist nach 22jährigem Aufenthalt in dem mir so teuer gewordenen afrikanischen Missionsfeld nach Deutschland zurückgekehrt.

Ich habe schon in der April-Nr. 1910 dieser unserer Missionszeitschrift in einem Artikel „Bausteine“ um Unterstützung gebeten und damals mit schmerzfüllter Seele geschrieben: „Was andere Missions-Gesellschaften durch Hilfe wohlthätiger Freunde in europäischen Staaten schon längst besitzen, erlärzt uns Mariannhillern noch zu schaffen“, ich habe dem 1911 Mariannhiller Missionskalender eine Sammeliste für „Bausteine“ für denselben Zweck mit auf den Weg gegeben, ich habe mich inzwischen umgesehen nach einem geeigneten Land und einem passenden Gelände für die Errichtung dieser dem großen Völkerapostel zu widmenden Pflanzschule künftiger Heidenmissionare. Ich nenne „Missionshaus St. Paul“, wie sie genannt werden soll, und ich will es hier verraten, ich glaube in Holland, in der Erzdiözese Utrecht, hart an der westfälischen und hannoveranischen Grenze, hierfür einen geeigneten Platz gefunden zu haben.

Die einleitenden Vorbereitungen bei geistlichen und weltlichen Behörden sind erledigt, ich könnte mit dem Bau beginnen, wenn mir die notwendige Bausumme zur Verfügung stände. Die bereits gesammelten Bausteine und Bausteine würden mir wohl erlauben, die Arbeiten dort anfangen zu lassen, reichen aber bei weitem nicht, die erforderlichen notwendigen Gebäude für eine solche Anstalt zu vollenden. Und so benütze ich diese Gelegenheit zu einem erneuten, warmen Appell an die Opferwilligkeit aller Katholiken um weitere Bausteine und Bausteine für dieses zur Zeit

größte Bedürfnis der Mariannhiller Mission.

O, helfet doch alle, Ihr für die Heidenmission begeisterten Katholiken, die notwendigen Mittel für den besagten Zweck herbeizuschaffen! Jede Vertretung un-

serer Mission nimmt dankbarst dafür auch die kleinste Gabe entgegen.

Im Interesse der Mariannhiller Mission empfehlen wir deshalb außer unserer vorerwähnten

Missionszeitschrift „Vergißmeinnicht“

bei Gelegenheit noch den reich illustrierten und sehr interessant gehaltenen

Mariannhiller Missionskalender

für das Jahr 1911. (Preis: 50 Pfg.)

Ferner die höchst kunstvolle und rühmlichst anerkannte

Festschrift: „Das Trappistenkloster Mariannhill“.

(Preis: 4 Mk.)

Alle drei zu beziehen durch unsere Missions-Vertretung Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

Allerseelentag in Südafrika.

In Europa fällt Allerseele in den Spätherbst. Schwere Nebel lagern vielfach über der Erde, zuweilen fällt sogar schon der erste Schnee; kurz, alles weist auf den nahen Winter hin und erinnert an die Sinnlosigkeit alles Irdischen und den unvermeidlichen Tod. Und viele glauben, das sei die einzig richtige Jahreszeit für den Allerseelentag.

Anders hier in Südafrika. Bei uns fällt Allerseele mitten in den Frühling hinein. Alles blüht und grünt und sproßt; Feld und Wald, jeder Baum und Strauch prangt im prächtigsten Frühlingsgrün. Und ich möchte sagen: auch so ist es schön. Macht man in diesen Tagen einen Besuch auf dem christlichen Gottesacker, und zeigt sich jeder Grabeshügel im üppigsten Blumenflor, so ist es, als schwebte etwas vom künftigen Verklärungs-glanze über den Gräbern und als bestärke uns die gesamte Natur in unserem Glauben und Hoffen auf die allgemeine Auferstehung und das wahre, ewige Leben im himmlischen Heimatland.

Wie überall in der katholischen Kirche, so pflegen auch hier die Priester und Missionäre am Allerseelentag mit ihrer schwarzen Christengemeinde prozessionsweise den Friedhof zu besuchen. Bild 1 zeigt uns die kleine Gemeinde unserer Missionsstation Revelaer um das schlichte hölzerne Kreuz des dortigen Gottesackers versammelt. Sieh, wie vertrauensvoll diese schwarzen Katechumenen und Neubekehrten zum Kreuze aufblicken! Wie aus einem Blumenhügel ragt es auf, das Zeichen der Erlösung. Desgleichen ist jedes einzelne Grab mit einem einfachen Holzkreuzchen geschmückt; und alle, die unter dem Schatten dieses wahren Lebensbaumes ruhen, feiern heute gleichsam ihren Ehrentag; denn überall, auf dem ganzen weiten Erdenrund, wo es nur immer frommgläubige Katholiken gibt, wird heute gar viel für die armen Seelen gebetet und geopfert. Auch unsere schwarzen Kinder und Neubekehrten schließen sich diesen frommen Betern an. Sie beten für ihre eigenen im Herrn verstorbenen Anverwandten und Brüder, sie beten aber auch nach Anleitung ihrer Missionäre und Lehrerinnen für ihre verstorbenen Wohltäter, drüben über'm großen Weltmeer, deren hochherzigem Opfergeist sie ja ebenfalls die unschätzbare Gnade des wahren christlichen Glaubens verdanken.

Bild 2 führt uns auf den schönen, geräumigen Gottesacker in Reichenau. Reichenau ist die älteste unserer Missionsstationen und hat, zumal im Vergleich

mit dem benachbarten kleinen Revelaer, etwas Impo-
santes und Großzügiges an sich. Der neue Gottesacker
liegt unmittelbar neben der stattlichen Kirche und weist,
obgleich er erst vor 7 Jahren hier angelegt wurde, schon
eine ansehnliche Zahl von Gräbern auf. Jeder Grabes-
hügel ist mit Blumen geschmückt und trägt ein mit dem
Namen des Verstorbenen bezeichnetes Kreuzchen. In
der Mitte des Friedhofes aber steht das von unsern Bräu-
dern errichtete große, steinere Kreuz.

Eben ist der Missionspriester (Hochw. P. Sixtus)
mit seiner Gemeinde daselbst versammelt und besprengt
mit Weihwasser die einzelnen Gräber. Nebenan stehen
die schwarzen Ministranten, rings herum aber die
übrigen großen und kleinen Schulkinder, auch ein Teil
der Erwachsenen, sowie mehrere unserer Brüder und
Missionschwestern. Den Friedhof umsäumt eine statt-

daß ich mich unwürdig deinem Tische nahe, so laß mich
lieber vorher sterben."

Vater, ich habe keine Worte. Als ich die Kinder
singen hörte, wäre ich lieber dageblieben, denn ich war
voll Bangigkeit und hatte Schmerzen an Leib und Seele.
In der Kirche sagte ich: „Jesus, erbarme dich meiner!“
Ich bat auch die lieben Heiligen, mir zu helfen; und sie
haben mir geholfen.

Als die Knaben zur hl. Kommunion gingen, dachte
ich „Wenn einer zu Boden fällt, dann gehe ich nicht.“
Es fielen mir aber auch die Worte Jesu ein: „Kommet
alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will
euch erquicken.“ Ich bemühte mich ferner, für alle zu
beten, die mir Gutes getan, namentlich für die Obern,
und daß der hl. Glaube sich hier immer mehr ausbreite.
Wie ich zurückkam, weiß ich nicht.



Schwarze Kinder beten auf dem Friedhof für verstorbene Wohltäter.

liche Reihe von Pinis insignis, nach Osten zu erblickt
man Felber und Baumanlagen und der Mahaqua-Berg
schließt das prächtige Panorama.

Der Herr am Kreuze aber spricht zu den Lebenden
und Verstorbenen: „Pax vobis! Der Friede sei mit
euch! Ego sum resurrectio et vita: ich bin die Aufer-
stehung und das Leben“

Erstkommunion in Reichenau.

(Fortsetzung.)

Lassen wir nun einige Briefe von Mädchen fol-
gen. Eines derselben (auf unserem Bilde das vierte in
der oberen Reihe) schreibt:

Hochwürdiger Vater!

Ueber den gestrigen Tag will ich zwar versuchen,
etwas zu sagen, kann es aber nicht recht. Als ich er-
wachte, war mein erster Gedanke: „Mein Jesus!“ und
als es läutete, sprach ich: „Mein Jesus, wenn du weißt,

Vater, ich bitte, bete auch für mich, dein Kind. Ich
will mir Mühe geben in dem, was ich versprochen.
Würdig danken kann ich nicht; aller Dank der Welt ist
nichts. Ich verspreche, einen Rosenkranz für dich zu
beten. Ich

Natalie Mtofo.

*

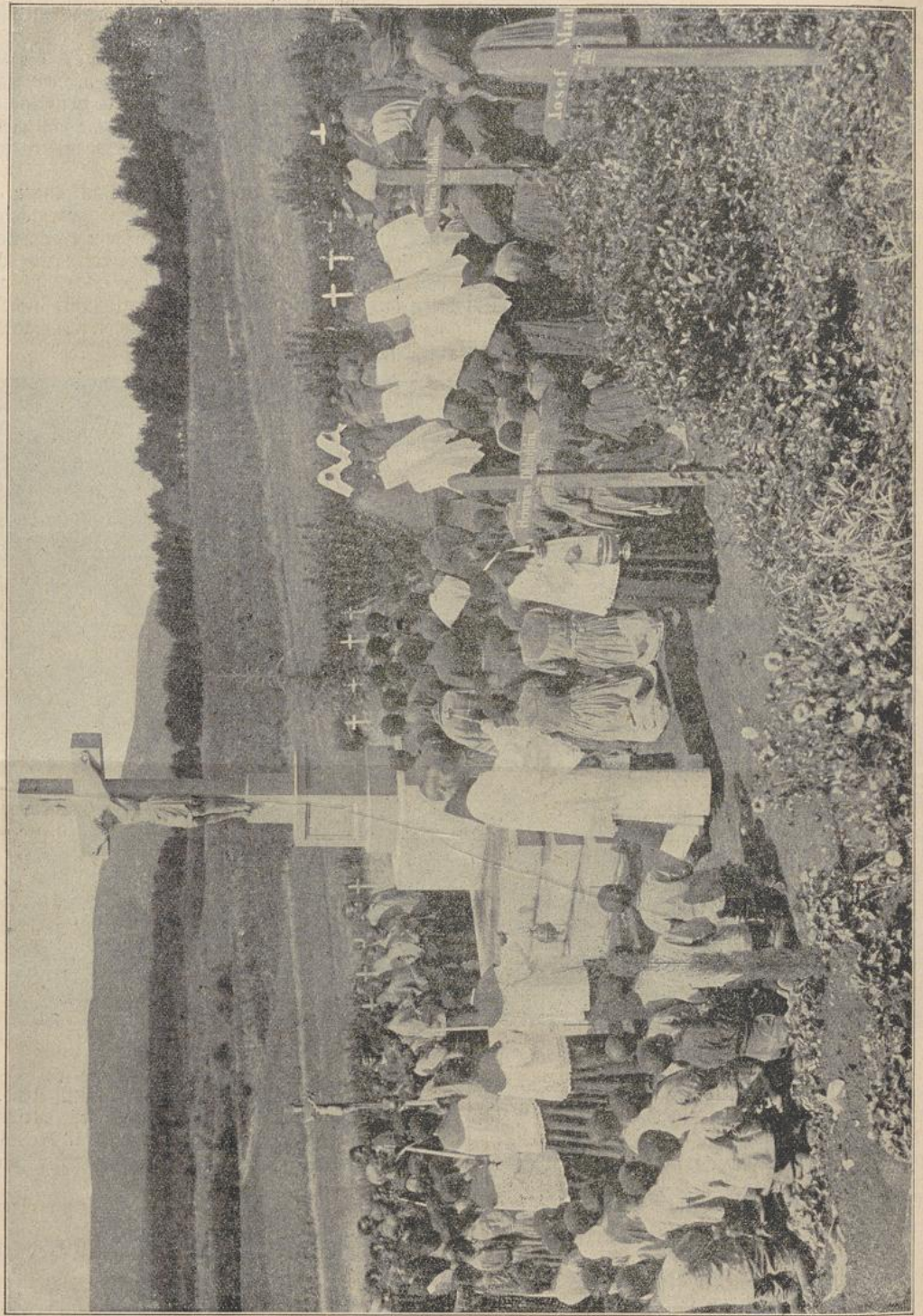
*

Das zweite Mädchen in der unteren Reihe schrieb
also:

Geliebter Vater!

Ich stand um 4 Uhr auf und ging in die Kirche, um
zu beten, dann legte ich mich wieder nieder. Nach dem
Unterrichte mußten wir uns ankleiden. Ich stellte mir
folgende Fragen: „Wo gehe ich hin? Wen empfangen ich
bald? Wer bin ich? Wer ist im hl. Sakramente zugegen?
Bin ich wert, den lb. Heiland in der hl. Kommunion
zu empfangen?“

Als ich in die Schule kam, weinte ich. Ich glaubte
zu sterben. Als ich singen hörte, bat ich Maria, mein



Alleseelen in Reichenau.

Herz zu zieren; ich hörte nicht auf den Gesang. Dann kamst Du; und wie Du sprachest, war es mir, als rede Jesus selbst: „Kommet, ihr Auserwählten, zum Lamm!“ Es war mir, als gehe es zum Himmel. Ich sah mein Kreuzchen, nahm es in die rechte Hand, Jesus folgend. Ich wußte nicht, welchen Weg wir gegangen; ich dachte nur an den Himmel und achtete nicht auf die

Leute. Ich dachte auch an den Tod und wünschte, nun sterben zu können.

Vor der hl. Kommunion dachte, sprach und beteuerte ich: „Jesus, wenn ich schlecht handle (unwürdig kommunioniere), so gib mir deinen Leib nicht, sondern laß mich lieber vorher sterben.“

Ich schließe jetzt, ich

Gabriela Bongula.

Das dritte Mädchen in der oberen Reihe schrieb folgendermaßen:

Gelobt sei Jesus Christus!

Siehe, mein Vater, als wir uns gestern ankleideten, und die Glocke läutete, geschah es, daß mir ganz bange wurde. Wir gingen zur Knabenschule und blieben da, bis es abermals läutete. Als die Kinder uns abholten, gingen wir sehr ergriffen zur Kirche. Ich zitterte.

Dies einige Briefe unserer diesjährigen Erstkommunikanten in Reichenau, in deutscher Uebersetzung schlicht und einfach wiedergegeben, wie sie waren. Möge die in den Herzen der Kinder ausgestreute Saat reichliche Frucht tragen zum ewigen Leben!

P. Rektor gab mir Gelegenheit, auch aus früheren Jahren einige Briefe von Erstkommunikanten zu durchblättern. Ich kann es mir nicht versagen, unseren Lesern:



Westminster-Abtei, in der die Leiche König Edwards VII. aufgebahrt wurde.

Die hl. Messe ging sehr schnell voran, und bei der hl. Wandlung bekam ich solche Angst, daß ich alle Gebete durcheinander betete. Als aber die zwei Mädchen mit der Lilie uns abholten, dachte ich, der liebe Gott möge handeln nach seinem Willen und Wohlgefallen.

Als wir beim Hinausgehen photographiert wurden, sah ich die Leute nicht. Ich mochte auch kein Essen; ich war innerlich gesättigt. Siehe, Baba, ich schließe nun, ich

Beronika Kumaslo.

wenigstens e i n e n davon in getreuer Uebersetzung mitzuteilen. Er lautet:

Geliebter Vater im Herrn!

O Baba! ich weiß nicht, was ich über den gestrigen Tag sagen soll. Ich war in der Tat überaus glücklich! Vater, mein Herz war so voll von Freude, daß es mir war, als schwebte ich in der Luft und sei nicht mehr auf Erden oder in der Kirche, wie an anderen Feiertagen. Die Kirche war wie der Himmel. Als das Lied gesungen,

wurde: „Jesus, mein König“, da o Vater, war mein Herz sehr ergriffen und hocherfreut zugleich. Ich konnte nicht mehr viel beten, denn es ergriff mich eine große Sehnsucht, die ich nicht stillen konnte.

Als wir singend in die Kirche einzogen, war es mir, als gingen wir in den Himmel, und da die Zeit zur hl. Kommunion nahte, schien es mir, als läuteten die Engel im Himmel*). In meiner Freude war es mir, als rufe man uns zu: „Gehet, dort sind die Engel; sie rufen euch!“ Wir standen auf und gingen zum Tische des Herrn. O Baba, ich weiß nicht, wie ich es Dir erzählen soll. Auch Furcht hatte mich angewandelt; aber als wir zum Kommunizieren gingen, endete sie; ich bekam Mut. Als ich kommuniert hatte, war es mir, als sei ich allein in der Kirche. Ich habe niemand gesehen. Meine Augen sahen nicht, mein Herz aber wünschte, daß mich der lb. Gott eher hinwegnehme, als daß ich Böses tue, und mein Herz, das nun so schön war, wieder beschmugte.

Es gibt keinen solch' schönen Tag, wie diesen; ich meine, der erste war auch der letzte; es ist kein anderer. Vater, ich jage nicht, daß ich noch nie einen schönen Tag erlebt habe. Ich denke an meinen Tagtag; auch damals war es schön in meinem Herzen, aber doch bei weitem nicht so schön wie am Tage meiner ersten heiligen Kommunion.

Vater, ich weiß nicht, wie ich Dir danken soll. Doch ich will mich bestreben, Dir Freude zu machen. Ich bin Dein Kind

Ludmilla Cefwane.

Die letzten Worte des Briefes sind kein leerer Schall geblieben. Das Kind hat seitdem — es sind inzwischen drei Jahre verflossen — von seinem Eifer nichts verloren, im Gegenteil nur gewonnen an Reinheit, Gehorsam und jeglicher Tugend. Nie hat es seinen Vorgesetzten irgendwelchen Kummer gemacht. Der Grund hiervon ist leicht zu finden:

Fast jeden Morgen sieht man es schon vor fünf Uhr in der Kirche, und drei- bis viermal jede Woche geht es zur hl. Kommunion. Auch andere, von seinem Beispiel ermuntert, ahmen ihm nach und ernten ähnliche Früchte. So reist auch in den armen Hütten Chams unter den Stillen, den Infrigidierten, Vielliebenden eine fruchtbare Saat dem großen Erntefeld entgegen.

Ihr aber, geliebte Leser und Freunde, wisset bedenken, daß die milden Gaben und Spenden, die ihr unserem Missionswerk zukommen lassen, ebenfalls Gaben sind, für die Ewigkeit hinterlegt, und neue Saaten zeugend auf dem großen Erntefeld der Mission. Drum, ihr Freunde, kommt und bringet eure Gaben!

Christentum und Kultur.

Die Geschichte lehrt uns, daß Christentum und Kultur stets eng verwandt waren, daß mit dem Einzug des Christentums sich stets die Kultur ausbreitete. Und fürwahr, die ersten Sendboten des Christentums haben nicht nur die Lehre verbreitet; Klöster entstanden, die das Land kulturell erschlossen, die dichten Urwälder wurden gelichtet, meilenweite Sümpfe entwässert, und auf dem so neugewonnenen Boden wurden Kulturpflanzen gezogen, die bis dahin nur in wärmeren Klimaten ge-

*) Es wurde nämlich während der Austeilung der hl. Kommunion ganz zart die große Glocke angeschlagen, damit auch die Abwesenden wüßten, daß jetzt die Erstkommunikanten, zum Tische des Herrn gehen.

diehen. Die Sagen und Ueberlieferungen usw. des Volkes wurden vor Vergessenheit gerettet, und diese Kulturarbeit zusammen war bald segensreich. Die landwirtschaftlichen Erfolge der Klöster brachten die Heiden dem Christentum näher, dem sie sich anschlossen, weil sie sahen, wie der Christengott die Klöster mit Erfolgen segnete. Und so entwickelte sich gerade unser Deutschland wirtschaftlich immer mehr, und es verdankt dies nicht zuletzt den Klöstern, die Christentum und Kultur in das Land brachten. Die Sendboten scheuten nicht die Mühen und Gefahren, die sie in einem Lande erwarteten, dessen Klima und Bewohner den Mutigen gefährlich waren. Und sie haben ihre Lebensaufgabe erreicht und Christi Befehl ausgeführt: unentwegt steht in deutschen Ländern das Kreuz und spricht von den Mühen und Siegen der ersten Missionare in Deutschland.

Jahrhunderte sind aber seitdem in die Lande gezogen, und unsere Erde hat sich in ihrer Größe verändert. Einst unbekannte Gebiete sind uns heute näher gerückt, und dort sind für Christentum und Kultur neue, weite Arbeitsfelder entstanden. Aber heute hat sich die Lage auch insofern geändert, als nicht allein die Priester Evangelium und Kultur verbreiten sollen; Christenmenschen und Kulturmenschen müssen gleiche Begriffe sein, und jeder Christ, also auch der Laie, ist dazu berufen, unsere Kultur und damit christlichen Glauben zu verbreiten, hinauszutragen in alle Zonen der Erde. Und da tritt noch ein anderes Moment hinzu: Deutsche Kultur nimmt auf der Welt eine hervorragende Stellung ein. Helfen wir alle mit, daß darum die Pflanzstätten des Christentums zugleich Wohnsitze deutscher Kulturarbeit werden! Längst haben andere Nationen, nicht zuletzt England, das anerkannt, und der englische Missionar verbreitet neben seinem Glauben seine Sprache und seiner Heimat Kultur. Wenn auch die katholische Kirche allgemein ist, so wird jeder deutsche Priester und Laie mit Zufriedenheit erfüllt sein, wenn, neben dem Glauben, seines Volkes Sprache und Können verbreitet wird. Ein gewaltiges Arbeitsfeld öffnet sich, in dem der Arzt, wie der Pädagoge und der Ansiedler im allgemeinen Aufgaben zu erfüllen haben. Bedenken wir, daß es eine Erfüllung des Gebotes Christi ist, den Glauben zu verbreiten, und vergessen wir nicht, daß wir aus Dankbarkeit gegen unsere Heimat deutsche Eigenart, Denken und Arbeit mit hinausbringen müssen in die Gebiete der unkultur. Die Verbreitung unseres Bekenntnisses ist eine Notwendigkeit für die Kirche, die Ausbreitung des deutschen Wesens aber ist eine Garantie für die Unvergänglichkeit deutscher Kultur. Tausende von Christen sind der Menschenüberzahl zum Opfer gefallen; „dort draußen“ aber harren ihrer, sofern sie nicht moralisch minderwertig geworden sind, schöne, wenn auch schwere Arbeiten zur Erfüllung. Dann wird den bereits tätigen Kulturpionieren (und das sind ja auch die Missionare) ihre Aufgabe erleichtert, und das Bewußtsein, unsere Glaubensgenossen und Landsleute gedenken der Vorkämpfer, wird sie neu anspornen zur Arbeit für Christentum und deutsche Kultur.

Wenn darum auch jeder sein Scherflein für die Christianisierung beiträgt und, wer sich berufen fühlt, als Pionier hinausgeht in Gebiete, die oft hervorragende Werte bergen, dann werden wir den Aufgaben, die eine christliche Kulturmacht zu erfüllen hat, gerecht. Wenn jeder Artschlag neues Kulturland bringt und Tausende von Naturmenschen brauchbare Menschen und Christen werden und allenthalben auf unserem Planeten deutsche

Sprache und deutsches Können mit den Lehren der katholischen Kirche verbreitet werden, so ist ein Werk des Friedens erfüllt, ein Werk, würdig einer großen Kulturnation.

priester, P. Adalbero, sowie die beiden Brüder Zacharias und Megidius, während die zahlreich versammelten schwarzen Burschen in ihrer Muttersprache ein frisches, fräftiges Lied anstimmten.

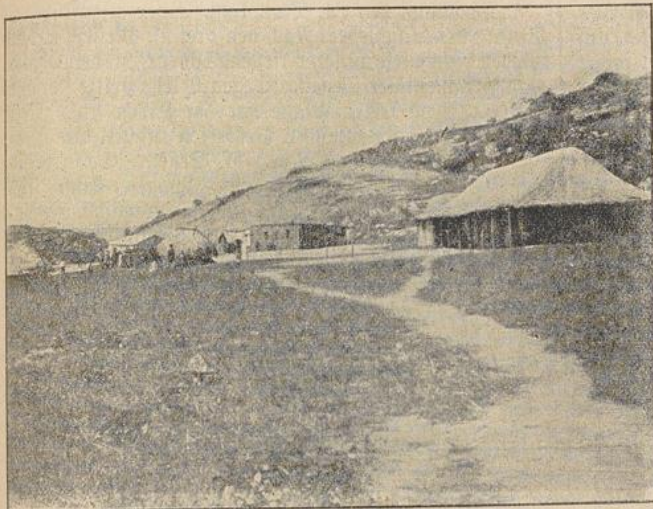
Dann ging es zur Kirche, wo der Hochwürdigste Visitator auf Grund einer speziellen Bevollmächtigung den apostolischen Segen erteilte. Wenige Minuten darauf waren unsere Patres und Brüder im Gastzimmer um ihren hochverehrten kirchlichen Obern versammelt.

Am Freitag morgen wurde wieder frühzeitig gelutet, so daß von allen Seiten unsere vielen Schulkinder, sowie eine Menge Erwachsener zusammenströmten und mit hoher Freude den drei hl. Messen beiwohnten, die an diesem Tage gelesen wurden.

Ich selbst kam erst am Freitag nachmittag von der St. Barbara-Schule herauf, und erhielt sofort den ehrenvollen Auftrag, für kommenden Sonntag — es war eben das Fest der allerheiligsten Dreieinigkeitsfest, und somit das Patrozinium von Triashill — die Kirche möglichst schön mit Blumen und frischem Grün zu schmücken. Ueberdies sollte am genannten Festtag die erste Firmung dahier stattfinden. Es blühter ändlich

erledigte ich mich dieses Auftrages mit Freuden und unsere schwarzen Burschen standen mir dabei getreulich zur Seite.

So kam der Sonntag mit seiner schönen Doppelfeier heran. Unser Kirchlein prangte im schönsten Festschmuck, und zahlreicher denn je strömte von allen Seiten das Volk, Christen, Heiden und Katechumenen herbei. Die erste hl. Messe war schon um 5 Uhr morgens, die zweite um 6 Uhr, während der Beginn der Hochmesse, die vom Hochwürdigsten apostolischen Präfecten selbst



Mission-Station Triashill.

Besuch des Hochw. Apostol. Präfecten J. Gartlan S. J. in Triashill.

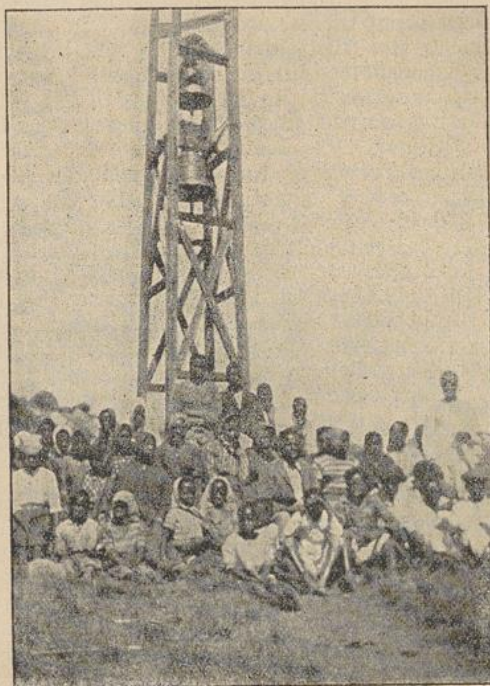
Von Dr. Flavian, R. M. M.

Triashill. — Anfangs Mai l. J. erhielten wir die freudige Nachricht, daß in Bälde der Hochwürdigste apostolische Präfect J. Gartlan S. J., seine erste kanonische Visitation dahier abhalten wolle. Also ein neuer großer Freudentag für unsere gesamte Neugründung in Aussicht! Später erfuhren wir durch eine Depesche, daß der Hochwürdigste Herr Mittwoch, den 18. Mai, in Rusapi, unserer nächsten Eisenbahnstation, einzutreffen gedenke.

Am genannten Tage fuhr unser Hochwürdiger Superior, Pater Mayr, mit dem neuen Wagen und zwei flotten Eseln Rusapi zu, um persönlich den hohen Gast nach Triashill zu bringen. Als er gegen Abend dort eintraf, kam auch schon der Zug dahergerollt. Es folgte die herzlichste Begrüßung; der vorgerückten Tagesstunde wegen aber zog man es vor, im Rusapi-Hotel zu übernachten. Tags darauf aber ging es in aller Frühe in munterem Trabe unserem Triashill zu.

Hier selbst herrschte den ganzen Tag über eine Tätigkeit, wie in einem sonnigen Ameisenhaufen. Galt es doch, dem hohen Gast einen möglichst festlichen Empfang zu bereiten. Der eine kam mit Pickel und Spaten, ein anderer mit Besen und Schubkarren, die einen reinigten die Straßen und Fußpfade und schmückten sie mit frischem Grün, andere wanden Kränze und Girlanden, wieder andere ordneten das Gastzimmer, kurz, alles, was Hände und Füße hatte, war in regster Eile und Tätigkeit.

Sobald das Gefährt in Sicht kam, fingen zwei schwarze Burschen, Bernard und Gerard mit Namen, an, die Glocken zu läuten, sodaß deren jubelnde Töne den beiden Ankömmlingen schon von Ferne als herzliche Begrüßung entgegenklangen. Als sodann der apostolische Präfect beim Kirchenportale vom Wagen stieg, begrüßte ihn ehrfurchtsvoll unser neuer Missions-



Glockenturm von Triashill.

zelebriert wurde, auf $\frac{1}{2}$ 10 Uhr festgesetzt worden war. Um das Ganze möglichst feierlich zu gestalten, wurde der Hochwürdigste Herr prozessionsweise von seinem Wohnzimmer abgeholt. Das zahlreich versammelte Volk bildete rechts und links vom Wege Spalier; an der Spitze der Prozession schritt ein schwarzer Knabe mit dem Kreuze zwischen zwei anderen schwarzen Ministranten, welche auf kleinen Leuchtern brennende Kerzen trugen, ihnen folgte der wohlgeschulte Sängerkhor, während den Schluß der kleinen Prozession unsere beiden Priester, die Hochw. Patres J. Mahr und Adalbero, in Chorrock und Stola, und mir drei Brüder bildeten.

Der Hochwürdigste apostolische Präseft trat aus seinem Zimmer und stellte sich zwischen die beiden Priester, worauf sich die Prozession unter Gesang und Glockengeläute zur Kirche zurückbewegte. Hier wurde zunächst — das erstemal seit Gründung unserer Mission — das Alperges gesungen; dann begann das Hochamt, bei welchem unsere schwarzen Sänger verschiedene Lieder, die der Hochw. P. Mahr in der Chimanyita-Sprache verfaßt hatte, mit großer Präzision vortrugen. Nach der hl. Messe hielt der Hochwürdigste apostolische Präseft in Englisch eine ergreifende Ansprache, die von P. Mahr den andächtig lauschenden Schwarzen sofort verdolmetscht wurde.

Daran reihte sich die Spendung des hl. Sakramentes der Firmung. Die Zahl der Firmlinge war allerdings noch klein, 4 Burschen und 3 Mädchen. Dennoch war der Eindruck, welchen die schöne Feier auf alle machte, geradezu überwältigend. Man sah es den Neubekehrten sowohl, wie den zahlreich versammelten Katechumenen an, daß ihnen der hl. katholische Glaube bereits zur Herzenssache geworden, und daß sie fest entschlossen seien, all ihre religiösen Pflichten getreu zu erfüllen.

Nun folgte eine kleine Pause; dann war Katechese für das gesamte Volk.

Ein abermaliges Glockenzeichen versammelte die Anwesenden zum sakramentalen Segen. Zur Erhöhung der Feier verordnete der apostolische Präseft eine Prozession mit dem Allerheiligsten. Das Volk stellte sich wieder außerhalb der Kirche in zwei Reihen auf und zwischen ihnen bewegte sie sich hindurch. Das Allerheiligste trug der apostolische Präseft, umgeben von den beiden Priestern, den Schluß bildeten wir Priester, während der Sängerkhor, der verschiedene, recht erbauliche Lieder vortrug, vorausmarschierte. Die Spitze des Zuges bildete wieder der Knabe mit dem Prozessionskreuz und den beiden Leuchterträgern. Nachdem man auf diese Weise etwa einen Weg von sieben Minuten zurückgelegt hatte, kehrte die Prozession wieder in die Kirche zurück und es erfolgte nun der sakramentale Segen. Das Ganze machte einen um so tieferen Eindruck auf das schwarze Volk, weil ihnen dies alles zum erstenmal vorgeführt wurde. Die guten Leute kamen aus dem Staunen und Verwundern gar nicht mehr heraus und werden noch viele, viele Wochen von all' dem Gesehenen zu erzählen wissen.

Aber auch der apostolische Präseft seinerseits staunte über die großen Fortschritte, welche dahier die Mission unter dem augenscheinlichen Segen Gottes in so kurzer Zeit gemacht hatte. Um einen vollen Ueberblick über alle unsere Neuchristen und Katechumenen zu gewinnen, ließ er ganze Volk auf einer nahen Anhöhe Stellung nehmen. Das war in der Tat ein imposanter Anblick, so viele hunderte, heilsbegieriger Eingebornen um ihren geliebten Oberhirten versammelt zu sehen.

Nach dem bescheidenen Abendessen hielt der Hochw. Herr an uns eine recht schöne Ansprache und ermunterte uns in liebevoller Weise, getreu auszuharren im Werke der Mission und alle unsere Kräfte einzusetzen zu Gottes Ehre und dem Heile der unsterblichen Seelen.

Dienstag, den 24. Mai, kam, leider allzufrühe, die Stunde des Abschiedes. Nach den drei hl. Messen, welchen wieder recht viele unserer lieben Schwarzen beizwohnten, war sakramentaler Segen. Gegen 9 Uhr stellte sich alles Volk auf dem freien Plage vor der Kirche auf. Beim Nahen des Hochw. apostol. Präseften knieten alle nieder und empfingen nochmals den hl. Segen. Dann bestieg der verehrte Oberhirte den Wagen und fuhr mit P. Mahr wieder Nufapi zu. Sein nächster Besuch gilt Alt-Umtali, einem englischen Städtchen, woselbst sich ebenfalls eine kleine katholische Mission befindet.

Mögen die vielen geistigen Blüten und Knospen, welcher dieser erstmalige Besuch des apostolischen Präseften dahier, in Triashill, weckte, im Laufe der Zeit recht zahlreiche Früchte zeitigen. Das wolle Gott!

Taufe eines alten Mütterchens.

Von Br. Flavian, R. M. M.

Triashill. — Es war am hl. Pfingstfest I. J.; ich war eben damit beschäftigt, den Leuten auf unserer Außenstation St. Barbara einen kurzen, religiösen Unterricht zu erteilen, als ich plötzlich von einigen Kindern unterbrochen wurde. Sie kamen in großer Hast dahergerannt und baten mich dringend, doch gleich zu ihrer kranken Großmutter zu kommen; sie leide große Schmerzen und verlange gar sehr nach mir.

Ich schloß also den Unterricht und machte mich sofort auf den Weg. Die Tageszeit war schon ziemlich vorgerückt, der Weg äußerst schlecht, es ging über Stoa und Stein. Dazu ist der betr. Kraal eine volle Stunde von St. Barbara entfernt; kurz, als ich dort ankam, fing es bereits an, dunkel zu werden.

Vor der Hütte saß eine Menge Volkes; sie jammerten, daß ihre gute, alte Großmutter nun bald sterben müsse. Diese selbst aber befand sich im Innern der Hütte. Ich kroch durch das enge Schlupfloch hinein. Da war nun mitten in der Hütte ein großes Feuer; rund herum saßen mehrere alte Weiblein und dazwischen lag, dicht in eine Decke eingewickelt, die Kranke, die ich suchte.

Ich rede sie an und mache den Versuch, sie etwas aufzurichten, doch sie will nicht sitzen; sie sei zu krank und schwach dazu. Ich frage nach ihrer Krankheit. Die Antwort lautet: „Alles tut mir weh, am meisten aber Kopf, Brust und Füße.“ — Ich ersuche sie, die Decke etwas vom Kopfe zu nehmen, sie aber weigert sich, und wickelt sich noch fester in ihre Decke ein.

„Ja, gutes Mütterchen, warum hast du mich denn rufen lassen? Was willst du denn von mir?“

„Ich schicke nach dir, damit du mir die Füße heilest, und damit ich wieder herumgehen kann, wie früher.“

„Das kann ich leider nicht; leiblich kann ich dir nicht helfen, wohl aber geistig. Ich kann dich taufen; dadurch wirst du ein Kind Gottes, und wenn du stirbst, kommt deine Seele in den Himmel.“

„Nein, ich will nicht getauft werden; denn alle, die sich taufen lassen, müssen bald sterben. Ich will aber nicht sterben, nein, ich will noch lange leben!“

„O Mütterchen, deshalb mußt du nicht gleich sterben; die Taufe tötet niemand. Uebrigens bist du schon sehr alt und hast schon soviel gearbeitet. Du solltest

das Sterben nicht so fürchten. Sieh', ich will dir helfen, in den Himmel zu kommen. Stirbst du aber ohne die hl. Taufe, so kommst du in die Hölle."

"Nein, in die Hölle will ich nicht, ich will in den Himmel; aber taufen will ich mich jetzt noch nicht lassen, denn dann muß ich sterben."

"Nein, die Taufe gibt dir vielmehr das ewige Leben."

"Gut, so taufe mir zuerst die Füße; sind diese gesund, und kann ich wieder umhergehen, wie früher, dann werde ich dich schon rufen lassen, um mich ganz zu taufen, wenn's einmal zum Sterben geht."

Eprach's und streckte mir beide Füße entgegen, damit ich sie taufe.

Ein schönes Ansinnen das! Was sollte ich nun mit dem alten, sterbensranken Mütterchen anfangen? Ich sehe ratlos ihre Enkelkinder an, die inzwischen auch herein gekommen waren, denn diese besuchten fast regelmäßig den christlichen Unterricht in St. Barbara und hatten mich so dringend gebeten, zur kranken Großmutter zu kommen. Sie verstanden mich, denn sie fingen alle insgesamt an, der kranken Großmutter zuzusprechen, sie solle sich doch taufen lassen und wiederholten immer wieder die Versicherung, daß sie deshalb nicht sterben würde.

Nun nahm die Alte ihre Decke vom Kopf und schaute ihre Umgebung fragend an. Auch ihre fünf Kinder standen in nächster Nähe. Ich benützte den Anlaß und befahl allen Anwesenden niederzuknien und mit mir ein paar Vaterunser für die Kranke zu beten. Sie taten es sofort, machten das hl. Kreuzzeichen, falteten ihre Hände und beteten mit mir ein Vaterunser nach den anderen . . .

Da ging in der Kranken eine merkwürdige Veränderung vor sich. Sie wickelte sich aus ihrer Hülle los, richtete sich auf und faltete ebenfalls die Hände. Beten konnte sie allerdings nicht, denn das Vater unser war ihr noch fremd.

Nach einer Weile fragte ich sie wieder, ob sie getauft werden wolle. Und nun war die Antwort ein lautes, kräftiges „Ja!“ —

Ich gab ihr nun kurz den nötigen Unterricht, sprach vom lieben Gott, von Jesus Christus, unserm Erlöser, und erweckte mit ihr die Alte des Glaubens, der Hoffnung und Liebe, sowie der Reue und Ergebung in Gottes heiligem Willen. Sie betete alles schön und deutlich nach und beantwortete forrest jede vom Taufritus vorgeschriebene Frage. Unter den obwaltenden Umständen glaubte ich nicht länger zögern zu dürfen und taufte sie daher auf den Namen „Magdalena“.

Damit schied ich von ihr für heute. Sollte ihr der liebe Gott noch eine neue Gnadenfrist schenken, so will ich sie gerne benützen, um das gute Großmütterchen noch

besser im christlichen Glauben zu unterrichten und auf ein glückseliges Sterbstündchen vorzubereiten.

Der Hallen'sche Komet und unsere Schwarzen.

Von Schw. M. Roswitha, C. P. S.

(Fortsetzung.)

Doch genug jetzt des Traurigen und Ernsten! Es mag nun vielmehr etwas recht Kindlich-Trautes aus unserm Christendorf folgen, das mir jüngst die unseren geehrten Lesern und Leserinnen schon längst bekannte Schwester Engelberta erzählte.

Auch dort, im nahen Christendorfe, beobachtete alles, jung und alt, gar aufmerksam den Kometen. Wenn der „Stern“ ganz nahe wäre, wollten sie alle zu uns ama Romas kommen und mit uns sterben. Bei uns hätten sie keine Furcht vor dem Tode. Die dortigen Schulkinder aber erklärten, sie würden in der Kirche „den Fall des Sternes“ abwarten.

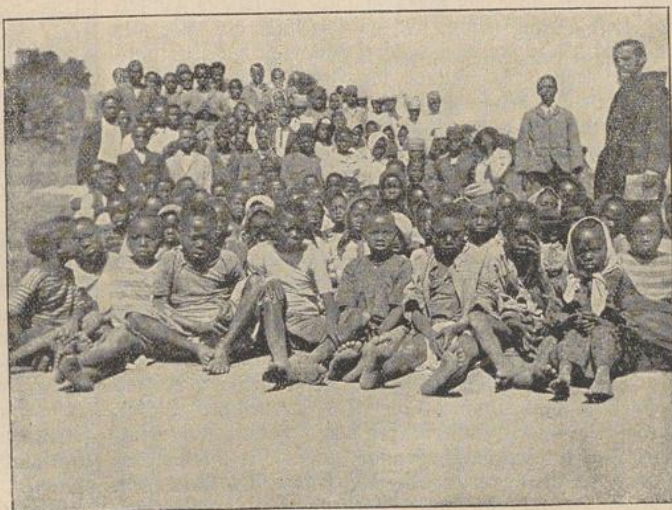
Als Schw. Engelberta eines Nachmittags kurz vor dem 19. Mai, dem Tage der größten Erdnähe des Kometen, sich auf dem Heimwege nach Ezenstodau befand, begegnete ihr ein ganzer Trupp ihrer Schulkinder, die ihr auf die Frage, woher sie kämen, gestanden, sie kämen aus der Kirche und hätten dort beim Hochw. P. Emanuel gebeichtet. Gleich nach Schluß des Schulunterrichtes waren sie nämlich zur Missionsstation geeilt und hatten dort ihre Andacht verrichtet. Die halbe Dorfschule hatte aus Respekt vor dem Kometen gebeichtet!

Die 13jährige Bahlafatila aber war recht betrübt darüber, daß sie noch nicht getauft war. Sie wollte zur Zeit der Gefahr zu uns kommen und beständig in der Nähe ihrer Lehrerin (Schw. Engelberta) sich aufhalten. Diese sollte eiligst Wasser nehmen und sie taufen, sobald der Stern Miene mache, herabzufallen. Bahlafatila ist ein gutes Mädchen, wie schon ihr inbrünstiges Verlangen nach der hl. Taufe beweist. Ihr Vater will gläubig werden, und ihre Mutter hat eben angefangen, Kleider anzuziehen, was gewöhnlich den ersten großen Schritt auf dem Wege zur Befeuerung bedeutet.

Am Tage selbst, an dem man allgemein das große Himmelsereignis erwartete, fand Schw. Engelberta ihre Kinder ganz feierlich und fröhlich in der Schule sitzend;



Br. Slavian.



Schulkinder von St. Barbara.

sie hatten ja gebeichtet und sagten: „Asisabi luta. Wir fürchten nichts. Wir haben reine Herzen und hätten ganz gern, daß der Stern herabfalle und uns töte. Dann kommen wir in den Himmel.“ — Eine Anzahl meiner Mhlweiber hatte aus Angst vor dem Kometen den Empfang der hl. Sakramente von Pfingsten auf den Vorabend des 19. Mai verlegt: „Denn, wenn wir schon an der Pfingstvigil beichten,“ meinten sie, „so werden wir nicht ganz richtig aufs Sterben vorbereitet sein, da wir in den folgenden Tagen doch wieder einige Sünden begehen werden.“ Meine alte Kulu (Großmütterchen), die über 80 Jahre alte, greise Lucia, erinnerte Schw. Koletta daran, sie möge doch ja rechtzeitig den umfundisi (Priester) um die Taufe ihrer beiden Enkelkinder bitten.

Schw. Koletta selbst, die langjährige, von allen unseren Christen verehrte und geliebte Leiterin des hiesigen Marienhauses, das gegenwärtig 45 heiratsfähige Mädchen zählt, wußte mir viel Schönes von ihren guten Kindern zu erzählen. An Pfingsten und den folgenden Tagen hatten sie sämtlich die hl. Sakramente empfangen und sich auf einen guten Tod vorbereitet. Wie ernst sie es damit nahmen, zeigt unter anderem folgender Vorfall: Ein besonders liebes Marienhausmädchen, Alexandra mit Namen, lief einige Tage vor dem 19. Mai Schw. Oberin in den Weg und bat sie mit aufgehobenen Händen, ihr doch eine Flasche nicht anzurechnen, derentwegen sie gewiß ins Fegfeuer kommen würde. Sie habe nämlich einer Frau in einer den Schwestern gehörigen Flasche Weihwasser mit ins Dorf gegeben, und die Frau habe dieselbe noch nicht zurückgegeben. Sie möge ihr doch die Schuld erlassen. Schw. Oberin beruhigte natürlich sofort freundlichst das geängstigte Seelchen. Am Sonntag nach dem 19. war die Flasche wieder da. O, der Komet!

Vielfach äußerten die Marienhausmädchen, sie zögen es vor, durch den Kometen umzukommen, als durch die Hand der umherstreichenden Mörder; denn der Stern komme direkt vom lieben Gott. Unterdessen brach die Nacht an, in der sie die furchtbare Katastrophe erwarteten. Ganz still begaben sie sich zu Bett. Gegen 11 Uhr wurden die meisten vor Erregung wach. Es war ein beständiges Auf- und Abgehen im Schlaßsaal bis gegen 1 Uhr, ohne daß indes auch nur der leiseste Klüfterton laut wurde. Dann trat wieder Ruhe ein. Als nun kurz vor 5 Uhr morgens das erste Glockenzeichen ertönte, begann freudiges Staunen ihr Herz zu erfüllen. Sie befühlten und betasteten sich. Ja, es war kein Zweifel: Sie waren alle noch am Leben. Der Komet hatte niemand ein Leid getan! In der hl. Messe dankten sie dem lieben Gott innig für ihre Errettung.

Einige Tage dichten Nebels machten den Kometen gerade zur Zeit seiner größten Erdenndähe ganz unsichtbar. Als er aber am Freitag, abends gegen 6 Uhr, — es war der 20. Mai, — auf kurze Zeit wieder am Himmel erschien, nimmte er gen Westen, ganz klein und machtlos, wurde er alsbald von scharfen Augen erpäht, und alle Marienhausmädchen stellten sich, die Gesichter dem Kometen zugewandt, in einer Reihe auf und sangen demselben zum Abschiede die schönsten heiligen Lieder, die sie je gelernt hatten, besonders herrliche Muttergotteslieder, eine halbe Stunde lang. Mit ihren melodischen, wohlklingenden Stimmen sangen sie von ganzem Herzen, fromm und innig dankend für das widergeschenkte Leben. Man fühlte es durch, sie waren aufs tiefste ergriffen. Ihr Singen war Beten. Schw. Ko-

letta und Schw. Ludovica, die in der Nähe weilten, wurden zur Tränen gerührt. Selbst Hochw. P. Innocenz, der Rektor von Egenstochau, kam herbei und fragte verwundert, was es denn gebe. Seit drei Wochen habe er kein Lachen und Singen im Marienhaus vernommen, und nun diese fröhlichen Lieder. Schw. Koletta antwortete: „Die Mädchen nehmen Abschied vom Kometen. Sie sind so froh und voll Dank, daß er ihnen nichts zu leide getan hat.“ —

Da ich nun einmal bei den Marienhausmädchen bin, so möchte ich hier gleich etwas nachtragen von unserer braven Emerentia, die seit vielen Jahren im Marienhaus weilt. Wieder kommt da eine Mordgeschichte, die ich oben absichtlich ausgelassen habe, um nicht zu viel Schreckliches auf einmal erzählen zu müssen. Eine von den im April und Mai ermordeten Frauen war die leibliche Schwester Emerentias. Drei Männer hatten ihr am Flusse aufgelauert, ihr mit einer iwsa (einem knotigen Stocke) eine Wunde am Nacken beigebracht und ihr zuletzt den Hals umgedreht. Da sie in der Nähe Hirtenknaben bei weidendem Vieh hernernten, brachten sie ihr Opfer schnell in fauernde Stellung, dicht am Flußufer, damit die etwa Vorübergehenden dächten, das Weib sei mit Waschen beschäftigt. Sie selbst entflohen, um später zur graufigen „Arbeit“ wiederzukommen. Zur Beruhigung des Lesers will ich hier gleich einschalten, daß, soweit ich erfahren konnte, die meisten, wenn nicht alle diese Bösewichter verhaftet wurden. Die beunruhigten Angehörigen der Ermordeten forschten emsig nach und fanden sie in dem oben geschilderten Zustande.

Als die Nachricht von dem etwa drei Stunden entfernten Tatorte hier ankam, trat Emerentia gerade aus der Kirche, wo sie eben gebeichtet hatte. Einige Augenblicke stand sie bei der Schreckenskunde wie versteinert da; denn sie hatte die umgebrachte Schwester sehr lieb gehabt und erst vor kurzem sich ihres Besuches hier selbst erfreut. Sie war eine nette, ordentliche, junge Frau gewesen und wäre gewiß auch eine gute Katholikin geworden, hätte sie in der dortigen Gegend Gelegenheit gehabt, katholisch zu werden. So aber hatte sie sich einer in der Nähe befindlichen protestantischen Mission angeschlossen und nach bestem Wissen Gott gedient. Bald jedoch sah sie sich Emerentia wieder, zeigte sich ganz ergeben, betete und verrichtete alle ihre Arbeiten wie sonst. Keine Klage, kein Schelten auf die ruchlosen Mörder. Jedes Krüglein, jedes Schüsselchen stellte sie an seinen Ort (sie ist nämlich die Aufräumerin im Marienhaus), treu und gewissenhaft erfüllte sie auch die kleinste Pflicht. Drei Tage hintereinander kommunizierte sie und unterließ keine ihrer gewöhnlichen religiösen Übungen. Wir alle, Schwestern wie Kinder, erbauten uns an diesem schönen Beispiele. Wenn man bedenkt, wie leidenschaftlich die Schwarzen ihre Blutsverwandten lieben und zumal die Weiber bei dem Tode eines derselben in stundenlanges, lautes Geheul, isililo genannt, ausbrechen, sich zu Boden werfen und auf ihm herumwälzen, so kann man hier nur von einem Sieg der Gnade, von einem Triumph unserer hl. Religion sprechen und die Macht der Gnadenmittel der hl. Kirche bewundern.

Emerentia nahm sich als Tante der beiden hinterbliebenen Kinder der ermordeten Schwester an und ließ sie hierherbringen. Das jüngere derselben, Agnes mit Namen, ist protestantisch getauft und in der Kinderbewahranstalt bei Schw. Seraphina untergebracht. Das ältere, ein etwa 10- bis 11-jähriges Mädchen, ist noch nicht getauft, wahrscheinlich weil es vor dem Uebertritt

der Mutter zum Protestantismus geboren wurde, und trägt daher noch seinen alten, heidnischen Namen Notatifa. Welche Zerküftung und Spaltung begegnet einem oft in einer einzigen Familie bezüglich der Religion! Von zwei Schwestern ist die eine katholisch, die andere protestantisch; von zwei Kindern das eine protestantisch, das andere heidnisch. Da lernt man das Gebet des Welttheilandes verstehen: *Ut omnes unum!* (Daß doch alle eins seien!) Notatifa lernt jetzt in der Schule, und als ich sie das erste Mal da sitzen sah, kam mir der Gedanke: Du, armes Waisenkind, kannst noch gar nicht recht fassen, was du an der Mutter, und wie du sie verloren hast. Die Kleine scheint recht geweckt zu sein, und wir Schwestern werden ihr die Mutter zu ersetzen suchen. Als sie hierherkam, war sie ganz scheu und

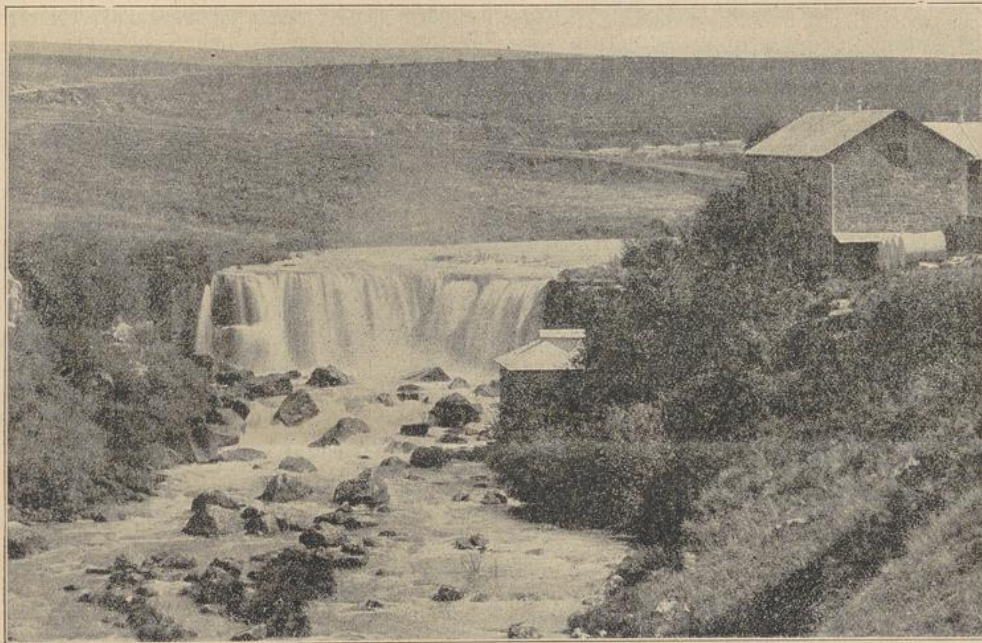
Gestikulationen gab sie zu verstehen, der „Stern“ sei vom Himmel herabgefallen und habe den Laden entzündet. Jetzt sei natürlich für die übrige Erde jede Gefahr vorüber. Wochenlang hatte sie sich vor dem Kometen gefürchtet, oft mit der Hand nach dem Himmel gezeigt und dabei am ganzen Körper gezittert und gebeht.

(Schluß folgt.)

Das Hlonipa-Gesetz bei den Schwarzen.

(Fortsetzung.)

Jede Frauensperson, die mit dem Kraalbesitzer irgendwie durch *Ver schwä g e r u n g* verwandt ist, muß sich aufs peinlichste vor der Verührung des Milchgefäßes in acht nehmen. Für die blutsver-



Wasserfall bei Reichenau.

verschüchtert, zitterte und fürchtete sich vor uns. Wahrscheinlich hatte man im Kraale daheim von nichts anderem, als von dem Morde gesprochen. Jetzt aber ist das Kind ganz zutraulich und dankbar für jede Gabe. In gewohnter Güte scheint der liebe Gott auch hier wieder aus dem Bösen Gutes ziehen zu wollen: Wäre die Mutter am Leben geblieben, so würden die Kinder protestantisch erzogen worden sein; nun aber werden sie wahrscheinlich die Gnade des wahren Glaubens erlangen, da der protestantische Vater kaum eine andere Unterkunft für die beiden mutterlosen Kleinen finden wird als eben hier bei der Tante. Letztere ist für dieselben mütterlich besorgt und spart sich so manches vom Munde ab zu Gunsten ihrer kleinen Nichten. Möge nun auch Emerentias Herzenswunsch in Erfüllung gehen! —

Nun auch ein heiteres Kuriosum von der Wirkung des Kometen. Zwei Tage nach dem großen 19. Mai brannte der zwei Stunden von Czestochau entfernte Mundi Store (Laden) ab, in dem sich unser Postamt befindet, bei welcher Gelegenheit manche Briefe mitverbrannten. Noch Sonntags früh war die hochlodende Flamme weithin sichtbar. Unsere taubstumme Scholastika wußte gleich eine Erklärung. Durch die lebhaftesten

W a n d t e n Frauen und Mädchen dagegen besteht dieses Gesetz nicht. Letztere können auch ungehindert überall im Kraal umhergehen, dürfen sogar zuweilen den Viehfraal besuchen, während den ersteren das Betreten verschiedener Stellen strenge untersagt ist.

Die Schwiegermutter muß vor dem Schwiegersohn stets anständig bedeckt sein und darf ihn nicht bei seinem Namen nennen. Jener dagegen muß sich, wenn er eine Hütte betreten will, in der sich gerade seine Schwiegermutter befindet, zuvor durch Häuspern anmelden, damit jene Zeit hat, sich rechtzeitig zu bedecken. Er darf nie mit seiner Schwiegermutter in einer Hütte beisammen weilen, doch kann er ungeniert alle Worte gebrauchen, in welchen die Wurzelsilbe ihres Namens vorkommt. Auch im Verkehre mit Verwandten der Schwiegermutter ist er an mannigfache Beschränkungen gebunden.

Die Verwandten des Mannes dürfen im Kraal eines Verwandten der Chefrau keine Milch trinken; umgekehrt ist Milchgenuß verboten den Angehörigen der Frau im Kraal eines Mannes, welcher mit dem Cheherrn verwandt ist. Zur näheren Illustration diene ein Vorkommnis, das mir einst selbst begegnete: Ich hatte einen Stoffernjungen engagiert, um mein Gepäck zu tragen.

Es war ein sehr heißer Tag, und der arme Junge, der eine ziemlich schwere Last zu tragen hatte, bekam einen großen Durst. Wir machten bei einem Kraale Halt, und die Leute boten uns Milch an. Ich selbst genoß davon mit Appetit, der Knabe aber weigerte sich entschieden, etwas davon zu nehmen, denn die Kraalinsassen standen zu einem seiner Angehörigen in verwandtschaftlichem Verhältnis.

Außer diesem Hlonipa-Gesetz, das sich auf einzelne Familien bezieht, gibt es auch ein solches für einen ganzen Stamm oder das gesamte Volk. So mußte z. B. in Ischafas Tagen die ganze Zulu-Nation den Gebrauch gewisser Worte aufgeben, weil deren Stammsilbe eine gewisse Ähnlichkeit mit der seines eigenen Namens hatte. Bei manchen Stämmen beobachten die Bewohner das Hlonipa-Gesetz vor dem Namen des Häuptlings, sowie vor dem seines Vaters und Großvaters. Die natürliche Folge davon ist, daß die ganze Sprache eines solchen Stammes eine große Veränderung erleidet, denn wie schon mehrfach erwähnt, müssen in einem solchen Falle alle jene Worte umgeändert werden, deren Stamm mit der Wurzelsilbe des Namens der betr. Herrscher gleichlautend ist.

Schriftsteller, welche über Anthropologie geschrieben haben, führen die Entstehung des Hlonipa-Gesetzes zurück auf Heiraten durch Frauenraub. Es sei in jenen Zeiten, behaupten sie, ein solcher Haß zwischen dem Frauenräuber und den Anverwandten seiner Frau entstanden, daß er gewisse Namen nicht mehr genannt wissen wollte. Später sei dann der Gebrauch aufgenommen, Frauen aus einem anderen Stamme zu nehmen; dadurch aber sei die Frau aus ihrem Stamme ausgeschieden. Doch ganz erklärt diese Theorie die Sache nicht. Es liegen vielmehr in der menschlichen Natur viel tiefere Gefühle, die recht wohl geeignet sind, im Laufe der Zeit solchen Gebräuchen Eingang zu schaffen, wie wir sie im Hlonipa-Gesetz finden.

Ich erwähne nur folgendes: Der Schwarze liebt es vielfach nicht, seinen eigenen Namen auszusprechen. Bei den heidnischen Kaffern findet man diese Scheu fast allgemein, selbst schon bei größeren Knaben. Es beherrscht sie nämlich die abergläubische Furcht, es könnte der Fremde, der nach seinem Namen fragt, einen bösen Einfluß auf ihn gewinnen, ist doch sein Name die Personifikation seines ganzen Wesens. Jeder Zauberer sucht in den Besitz irgendeines Gegenstandes von dem Menschen zu gelangen, dem er schaden will, gelingt ihm das nicht, so begnügt er sich mit dessen Namen. Diese Idee findet man leider sogar in christlichen, sonst hochzivilisierten Ländern.

Doch auch diese Furcht vor Zauberei mittels des Namens den man trägt, reicht nicht hin, all die vielen Hlonipa-Gebräuche unter den Schwarzen zu erklären. Vielleicht war es die große Scham, die man gewissen Personen schuldete, daß man sich scheute, deren Namen auszusprechen; vielleicht war es der eiserne Wille eines Herrschers, der den Gebrauch zuerst einführte. Er tat es wohl, um eine heilsame Schranke zu errichten gegen Inzest und sonstige widernatürliche Vergehen. Die sinnliche, zu mancherlei Ausschweifungen geneigte Natur des Schwarzen bedarf in der Tat eines mächtigen, tief eingreifenden Abschreckungsmittels: zumal der Heide, der weder an Gott, noch an Himmel und Hölle glaubt, und dem keines der vielen Gnadenmittel zu Gebote steht, wie sie die Kirche ihren Gläubigen bietet.

Daß mit der Zeit auch purer Aberglaube dazu kam, versteht sich beim Schwarzen von selbst. Was er besonders fürchtet, wagt er nicht einmal bei seinem wahren Namen zu nennen. So sagt z. B. der Buschmann statt Löwe, — vor dem er gewaltigen Respekt hat — der „Junge mit dem langen Barre“. Die Griechen nannten das ob seiner Stürme gefürchtete Schwarze Meer, den Pontus Euxinus (die „gasliche“ See). Aus dem Kap der Stürme wurde das Kap der guten Hoffnung usw. Begreiflich also, daß es die Kaffern mit den Namen ihrer grausamen, gefürchteten Häuptlings ganz ähnlich machten.

Uebrigens findet sich das Hlonipa-Gesetz der Idee nach und in den Hauptzügen auch bei anderen heidnischen Völkern. Ein Australier z. B. wird nie den Namen seiner Schwiegermutter über seine Lippen bringen. Bei einigen Indianerstämmen Nordamerikas verhüllen Schwiegervater und Schwiegermutter ihr Angesicht in Gegenwart des Schwiegersohnes, auch wollen sie nicht in die Fußstapfen treten, die jener im Sande hinterlassen hat. Andere Indianerstämme erlauben der Schwiegermutter nicht, ihren Schwiegersohn direkt anzureden, oder ihn auch nur anzusehen; sie muß vielmehr stets durch eine Mittelsperson mit ihm reden. Bei einigen mehr südlich gelegenen Stämmen darf weder der Schwiegervater noch die Schwiegermutter direkt zum Schwiegersohn reden, noch letzterer mit seinen Schwiegereltern. Keines von ihnen erwähnt in Gesellschaft den Namen des andern.

Die Eingeborenen von Kalifornien sagen, es sei nicht erlaubt, daß ein Mann seiner Schwiegermutter ins Angesicht sehe, noch einer sonstigen Verwandten seines Weibes. Sieht er eine solche Person auf sich zukommen, so muß er aus dem Wege gehen, oder sich verstecken.

Bei einigen Völkern Asiens dürfen die Frauen nicht zu ihren Schwiegervätern reden, noch in deren Gegenwart sich niederlegen. In Hindostan besteht das gleiche Verbot zwischen Schwiegertochter und Schwiegermutter; nicht einmal durch Zeichen dürfen sie miteinander verkehren. In einigen Gegenden Asiens sieht der Schwiegervater nie mehr das Angesicht seiner Schwiegertochter, sobald der Hochzeitstag vorüber ist. Begegnen sie sich zufällig, so muß der Schwiegervater sich versteckt halten, bis jene vorüber ist.

Ähnliche Gepflogenheiten herrschen auf Borneo und den Fiji-Inseln. Doch verpflichtet in einigen dieser Gegenden das Gesetz ein Weib nicht mehr in der ersten Strenge, sobald sie ihr erstes Kind geboren hat; ähnliches ist auch bei mehreren südafrikanischen Stämmen der Fall; denn dadurch wird die Frau ein vollständiges Glied der Familie ihres Mannes, und all' die bisherigen lästigen Schranken fallen infolgedessen weg.

Ernstes und Heiteres aus dem Missionsleben.

Ezenstochau. — Muß mich schnell wieder einmal an den Schreibtisch setzen, sonst tritt unser „Vergißmeinnicht“ seine weite Reise übers Meer an, ohne daß es diesmal den geehrten Lesern etwas aus unserem lieben Ezenstochau erzählte. Kann die trauten Blaudeckstündchen mit den 16. Freunden und Wohltätern unserer Mission nicht mehr gut entbehren, so lieb sind sie mir bereits geworden. Es ist mir, als könnte ich dadurch all' die Freuden und Leiden des Missionslebens mit ihnen teilen. Weiß ich doch aus mancher freundlichen Zu-

schrift, daß es drüben in unserer schönen Heimat gar viele edle Seelen gibt, die innigen Anteil nehmen am Gedeihen und Wachstum unserer afrikanischen Mission; dazu haben nicht wenige Vergißmeinnichtleser ihre eigenen Söhne und Töchter, Geschwister und Anverwandten in unserer Mitte als eifrige Mitarbeiter im Weinberge des Herrn.

So will ich denn gleich mit einer ernstlichen Geschichte oder indaba, wie der Zulu sagt, beginnen. Ich möchte ihr den Titel geben:

Eine große Gnade.

Die Sache verhält sich so: Ein junger Bursche von etwa 23 Jahren, Matshafana mit Namen, der im nahen Christendorfe bei seinem verheirateten Bruder Lufula wohnte, war schon seit längerer Zeit kränklich. Niemand wußte, was ihm eigentlich fehlte, er lag einfach

ein Bote da und bittet ihn, doch schnell zu Matshafana zu kommen; er bitte dringend um die hl. Taufe.

In der Meinung, der Zustand des Kranken habe sich plötzlich verschlimmert, machte sich der seeleneifrige Priester sofort auf den Weg, war aber nicht wenig erstaunt, als er denselben gerade wie sonst fand. Von einer unmittelbaren Gefahr sah man keine Spur, der Junge redete frisch und geläufig wie immer, nur bat er dringender denn je um die hl. Taufe. P. Emanuel sah sich nun nach einem Taufzeugen um, konnte aber keinen finden und vertröstete daher den Kranken mit der Spendung der hl. Taufe auf den kommenden Tag. Solange glaubte er ruhig warten zu können, denn wie gesagt, der Zustand des Kranken schien der gleiche zu sein wie immer; die Taufe aber wollte er ihm, sobald ein christlicher Zeuge da sei, spenden, weil er eben ein so großes Verlangen darnach äußerte und nun im katholischen



„Herz ist Trumpf!“

eine Woche nach der anderen auf einer armseligen am Boden ausgebreiteten Strohmatten. Sein Zustand blieb sich immer gleich, sodaß manche seiner Anverwandten die Ansicht äußerten, die Sache habe wenig zu bedeuten, es fehle dem Burschen bloß an der nötigen Energie und Schaffensfreudigkeit, von einer Gefahr sei gar keine Rede.

Unser Hochw. P. Bonifaz Herzog, welcher einige Zeit hier weilte und den Kranken ein paar Mal jede Woche im Katechismus unterrichtete, beurteilte ihn zwar milder, meinte aber auch, der Junge werde noch nicht so bald sterben. Somit zögerte unser Hochw. P. Emanuel mit der Spendung der hl. Taufe, setzte aber den katholischen Unterricht, den er schon früher mit ihm begonnen, fort.

Eines Tages — es war am 14. März l. J. — war P. Emanuel schon in aller Frühe ausgeritten, um weit in der Dronkslei unten christlichen Unterricht zu erteilen und mehrere Kranke zu besuchen. Müde und abgelehrt kam er gegen Mittag heim, doch siehe, da steht schon

Glauben hinreichend unterrichtet war. Er gab ihm also den hl. Segen und ritt fort.

Kaum hatte er jedoch eine kleine Strecke zurückgelegt, da wandte er sein Kößlein wieder um. Ein unbestimmtes Etwas, eine geheime innere Stimme drängte ihn, den armen Kranken doch sogleich zu taufen, auch ohne anscheinende Gefahr. Ein Taufzeugen war inzwischen auch zur Hand, und somit taufte er den armen Matshafana auf den Namen „Wendelin.“ — Der Kranke fühlte sich überglücklich! Sein Herz war nun von aller Sünde rein, er war zum Kinde Gottes geworden und der Himmel stand ihm als sicheres Erbe offen! Freudestrahlend betete er mit frischer, kräftiger Stimme die Gebete nach, welche der Priester ihm vorsaßte und beantwortete sämtliche Fragen. Er war in der seligsten Stimmung, als ihn sein geistlicher Vater verließ.

Doch kaum war P. Emanuel fortgeritten, da kam ihm schon ein Bote nachgeeilt mit der Meldung, Wendelin sei soeben still und friedlich entschlafen, wie ein Kind habe er seine Seele ausgehaucht! —

O wie danke nun unser P. Missionär dem lieben Gott und seinem hl. Schutengel, daß er der inneren Stimme gehorcht und den Kranken ohne weitem Aufschub getauft hatte! Vergessen war Hunger und Durst und jegliche Mühe, denn er konnte sich sagen: „Ich habe mit Gottes Hilfe abermals eine unsterbliche Seele für den Himmel gewonnen!“

2. Der Groschen einer armen Witwe.

Am Charfreitag nach dem erhebenden Gottesdienste, indem zum erstenmale wieder das *Melija* erklingt, kommen unsere Neuchristen und bringen verschiedene Waren, auch Früchte, wie Mais, Zuckerrohr, Kürbisse, Amabele (Kaffernkorn), Erbsen, Bohnen usw. zum Segnen in die Kirche. Einige bringen sogar ein paar Hühner oder Enten mit, welche dann außerhalb der Kirche oder in der Sakristei gesegnet werden. Es ist

wickelt, ein Sixpence (halbe Mark). In ihrer Not war sie nämlich auf den Gedanken gekommen, auch diese Geldmünze, die letzte, die sie noch hatte, beizulegen. Vielleicht, so dachte sie, wächst und vermehrt sich diese Münze, denn ich habe nichts mehr und weiß nicht, wovon ich mit meinem Enkelkinde leben soll. Wohl fragte sie sich eine Zeitlang in peinlicher Sorge, ob es wohl nicht gar eine Sünde sei, Geld segnen zu lassen; allein bald beruhigte sie sich bei dem Gedanken, sie tue es ja nicht aus Geiz und falscher Geldgier, sondern nur aus Not und weil sie all ihre Hoffnung auf den Herrn setzte.

Nach dem Gottesdienste trug sie ruhig ihr Körbchen wieder heim. Es kam ein eigentümlicher Friede über sie und getrost sah sie dem Ostermorgen entgegen, obwohl sie nicht wußte, wovon sie in Zukunft leben sollte.

Am hl. Ostertage selbst kommt vor dem Hochamt ihre Nichte Katharina zu ihr. Diese weilt in unserer



Neue Schule und Kapelle (von Nafen) im Bau bei Reichenau.

oft ein ganz imposanter Zug, wenn man die schwarzen Kinder, Mädchen und Kaffernfrauen schon im Gänsemarsch anrücken sieht, wobei jedes ein Körbchen voll der genannten Sachen und Säckelchen auf dem Kopfe trägt. Diese guten Leuten, in denen der hl. Glaube noch so frisch und lebendig lebt, setzen großes Vertrauen auf alle die kirchlichen Segnungen und Sakramentalien und keines von ihnen versäumt es, irgend etwas, und sei es auch noch so wenig, zum Segnen mitzubringen.

Nun lebt dahier einsam mit ihrem Enkelkinde eine arme Witwe, Laura mit Namen. Sie hatte einst bessere Tage gesehen, ist aber infolge mancherlei Mißgeschick vollständig verarmt. Nach außen sieht man es ihr allerdings nicht an, und auch ihr Häuschen hält sie nach wie vor recht rein und proper; andere öffentlich um Almosen anzugehen ist ihr ein Ding der Unmöglichkeit, und somit zählt sie zu den „verschämten Hausarmen“.

Auch heuer brachte Laura, wie alljährlich, Feldfrüchte zum Segnen; doch in ihrem Körbchen lag fast nichts; dagegen lag ganz unten, in ein Fleckchen einge-

Missionschule, wo sie sich eben auf die erste hl. Kommunion vorbereitet und bittet sie um einen Sixpence zum üblichen Opfergange in der Kirche. Erschrocken blickt Laura ihre kleine Nichte an; soll sie ihr denn sagen, daß sie nichts, rein gar nichts mehr habe? Nein, das vermag sie nicht; entschlossen wickelt sie in ihrem Körbchen den erwähnten Sixpence aus dem Fleckchen los und überreicht ihn dem Kinde, indem sie mit einem Blick nach oben denkt: „Es ist mein letzter Groschen; möge er dir und mir Gottes Segen bringen!“

Nach dem Hochamt läßt eine gute, teilnehmende Person, welche Lauras Not im Stillen ahnte, diese rufen und überreicht ihr vier und einen halben Schilling (Mark) als Ostergabe. — Die Freude und Ueberraschung der Witwe kann man sich denken! Mit Tränen in den Augen erzählte sie von ihrer Not, wie sie den letzten Sixpence zur Kirche getragen, und wie ihr nun Gott denselben mit hundertfachen Zinsen zurückgegeben. Ihr Gottvertrauen kennt seitdem keine Grenze mehr.

(Fortsetzung folgt.)

St. Josephsgärtchen.

Der hl. Joseph, Patron der Handwerker.

Die christlichen Handwerker, Schreiner und Zimmerleute an der Spitze, haben von jeher den hl. Joseph als ihren besonderen Schutzpatron verehrt, und zwar mit vollem Rechte. Hat doch der hl. Joseph in der bescheidensten Stellung das denkbar heiligste Leben geführt, alle Tugenden seines Standes im höchsten Grade geübt und sich, ohne nach außen hin etwas auffälliges zu tun, in den Augen Gottes so viele Verdienste erworben, daß ihn kein Heiliger im Himmel an Glorie überstrahlt.

Wieviel Belehrendes und Ermutigendes bietet sein Leben für die Armen und für die in schwerer Arbeit ihr Brot verdienenden Handwerker! Da kann man deutlich sehen, daß Gott nicht auf Stand und Kleidung sieht, sondern einzig und allein auf die Tugend. Nicht ohne tiefe weise Absicht hat der Allerhöchste gerade einen Handwerker zum Pflegevater seines Sohnes ausgewählt. Gab es damals nicht Fürsten, Gelehrte, Reiche und Mächtige genug, die nach menschlicher Berechnung viel besser für so ein erhabenes Amt entsprochen hätten? Warum wird gerade dem Arbeiterstand der Vorzug gegeben? Ohne Zweifel deswegen, weil der Herr zeigen wollte, daß man in diesem Stande sicherer zum ewigen Heile gelangt, während im Schoße des Glückes unzählige Gefahren schlummern. Der Reichtum verweichlicht das Herz, weckt den Stolz, nährt die Leidenschaften, mehrt und verstärkt die Versuchungen. Darum hegte auch der Herr eine besondere Vorliebe für die Armen, und an tausend Stellen der hl. Schrift können wir lesen, wie Gott dem Demütigen seine Gnade gibt, die Schwachen beschützt, die Betrübten tröstet und ihnen einen Erlöser sendet, der ihre Leiden teilt.

Deshalb ruft auch der große Bossuet aus: „Weßhalb beklagst du dich, daß du in der Welt nichts bist? Welche Rolle spielte denn der hl. Joseph mit der allerseeligsten Jungfrau und dem Jesuskinde darin? Sie waren die Lieblinge Gottes und der Menschen; und was galten sie auf Erden?“

Doch du entgegnest: „man achtet den gewöhnlichen Arbeitsmann nicht.“ Ich frage: Was liegt an der Meinung der Menschen? Vermindert sie dein Verdienst, oder schließt sie dich vom Himmel aus? Soviel ist der Mensch wert, als er in den Augen Gottes gilt. Uebrigens ehren und achten auch schon alle vernünftigen Menschen den rechtschaffenen und fleißigen Arbeiter, Landwirt und Handwerksmann; sie verachten nur den Müßiggänger, Schlemmer und Taugenichts. Nicht der Stand ist es, welcher den Menschen erniedrigt, sondern die schlechte Aufführung. Halte dich gut, bleib fromm und rechtschaffen und du wirst bei jedem edel Denkenden geachtet sein.

Im Lichte des Glaubens betrachtet hat der Arbeiterstand große, ich möchte fast sagen, beneidenswerte Vorteile. Er verspricht eine viel größere Sicherheit, das ewige Heil zu erlangen und sichert uns reichlichere Gnaden zu. Der Arbeiter genießt, falls er seine Pflichten, eine Ruhe und einen Frieden, der dem Reichen in den Kämpfen des Ehrgeizes und der Ausübung öffentlicher Ämter nur zu oft verloren geht. Widersprüche, Täuschungen, Sorgen und Schmerzen aller Art bleiben dem Reichen in der Regel noch viel weniger erspart, als

dem Armen. Begnügen wir uns daher mit dem Lobe, das uns die göttliche Vorsehung zugebracht und suchen wir das Glück da, wo es allein zu finden ist: in Demut, Arbeitsamkeit und Liebe zu Gott.

Aus dem Leben einer Gottesbräut.

(Fortsetzung.)

Liebe zu den armen Seelen. — Oftmals bat Anna Katharina den Pilger um Gebet und Liebeswerke für die armen Seelen mit den Worten: „Wir leben von den Gütern unserer verstorbenen Voreltern und Eltern, und vergessen so leicht, was wir ihnen schuldig sind und wie sehr sie nach unserem Danke begehren und unserer Hilfe bedürfen. Sie rufen: „Trage, leide, bete, faste, gib Almosen für uns! Opfere doch für uns das heilige Messopfer auf!“ — Als er sie fragte, was er für seine verstorbenen Eltern tun könnte, riet sie ihm, außer Gebet und Almosen während eines gewissen Zeitraumes bestimmte Uebungen der geistlichen Ueberwindung und Abtötung an, sowie der Geduld und Sanftmut.

„Ach“, pflegte sie oft zu sagen, „die armen Seelen haben so viel zu leiden wegen ihrer Nachlässigkeit, wegen bequemer Frömmigkeit, wegen Mangel an Eifer für Gott und das Heil des Nächsten. Wie soll ihnen geholfen werden, wenn nicht durch genuttuende Liebe, welche für sie jene Tugendakte aufopfert, welche sie sonst im Leben besonders vernachlässigt hatten? Die Heiligen im Himmel können nicht mehr für sie büßen und genuttun; das haben sie von den Kindern der streitenden Kirche zu erwarten. Und wie sehr sehnen sie sich darnach! Sie wissen, daß kein guter Gedanke, kein ernstster Wunsch, den ein Lebender für sie hat, ohne Wirkung ist. Und doch wie wenige kümmern sich um sie!“

Ein Priester, der sein Brevier mit Andacht und in der Meinung betet, die Veräumnisse damit gut zu machen, für welche die armen Seelen noch zu büßen haben, vermag unglaubliche Tröstung zu bereiten. Ja, die Kraft des priesterlichen Segens bringt bis in das Fegfeuer und erquickt wie Himmelstau die Seelen, denen er in festem Glauben gesendet wird. Wer dies alles so sehen könnte, wie ich, der würde gewiß nach Kräften zu helfen suchen.“

Am meisten bedauerte sie jene Verstorbenen, die von den Lebenden über Gebühr gelobt und um natürlicher Eigenschaften und Vorzüge willen bis zum Himmel erhoben werden. Desgleichen jene, von welchen die Ueberlebenden aus weidlicher, überspannter Liebe den Gedanken nicht ertragen können, als seien sie noch im Stande der Peinen und der Läuterung; denn solche sah sie als die ärmsten und verlassensten Seelen. „Unmäßiges Lob“, äußerte sie oft, „sehe ich immer als eine wesentliche Verabundung und Zurücksetzung dessen, dem das unverdiente Lob gesendet wird.“

Ein anderesmal gestand sie: „O wie vielen Dank habe ich schon von den lieben armen Seelen gehabt! Ach wenn doch alle Menschen diese Freude mit mir teilen wollten! Welch ein Ueberfluß von Gnaden ist auf Erden! Aber wie werden diese Gnaden vergessen und verschleudert, während die armen Seelen so sehr nach ihnen seufzen! In ihren mannigfachen Räumen mit verschiedenen Qualen sind sie voll Angst und Sehnsucht;

so schmachkend nach Hilfe und Erlösung. Und wie groß auch ihre Not ist, sie loben durch unseren Herrn und Heiland Alles, was wir für sie tun, — bier unendliche Banne.“
(Schluß folgt)

Eine Erzählung aus alten Tagen.

(Fortsetzung.)

8. Kapitel. Die letzten blutigen Kämpfe um die Höhen des Impetyn-Berges.

Die Zulus kamen zum Viehtraher, öffneten ihn und trieben die Tiere heraus. Die Pferde wurden sofort erbarmungslos niedergestochen, die Kinder aber hinweggeführt, dem Engpasse zu.

Wir aber erstiegen mit Ngokwenhama den Felsenpfad, der zur Höhe des Berges hinaufführt und beobachteten traurigen Herzens den Vorgang. Als das Vieh in die Nähe der Klüfte kam, rannten mehrere unserer Jünger zur Felsenklippe hinauf und warfen einen Hagel von Steinen und Felsblöcken auf die unten vorüberziehenden Treiber. Die Folge davon war, daß die Kinder scheuten und in wildem Galopp nach dem Tale zurückrannten.

Das bewog den Feind zu einem neuen Angriff auf die von uns besetzten Höhen. Hastig kletterten sie den Fußpfad hinan, doch mitten im Wege stellte sich ihnen Ngokwenhama entgegen, gerade an der Stelle, wo die Felsenmassen über den Fußpfad herüberhingen, und schlug jeden Zulu nieder, der es wagte, noch einen Schritt vorwärts zu tun. Wir indessen warfen rastlos Steine auf die Feinde hinab, bis sie sich endlich notgedrungen zurückzogen, nachdem sie Hunderte von Toten auf dem Platze gelassen.

Zu gleicher Zeit waren andere Scharen wütend daran, den Eingang zur Höhle zu gewinnen; vergebens, jeder Zulu, der hineinzukommen versuchte, wurde, sobald er sich bückte, um durch die schmale Öffnung hineinzukriechen, mit scharfen Affegais niedergestochen. In kurzem war der ganze Platz vor der Öffnung mit toten Zulus verammelt; und auch hier sah sich der Feind genötigt, sich unverrichteter Dinge zurückzuziehen.

Sie hielten eine kurze Beratung. Tschaka, der allgefürchtete Fürst und Gebieter der Zulus, saß inmitten des Tales auf einem Felsblock, rings von seinen Jüngern umgeben. Auch der Häuptling, welcher den Angriff auf die Höhe geleitet hatte, nahte sich dem Herrscher und machte die üblichen Ehrenbezeugungen. Tschaka sprach ein paar Sätze, und sofort machte sich ein Haufen seiner Leute daran, Brennholz zu fällen. Andere eilten zur Höhle und zogen die Toten an den Füßen aus der Öffnung heraus; dann häuften sie eine Unmasse grünen Holzes rings vor dem Schlupfloche auf und setzten das Holz, das einen schrecklichen Rauch und Qualm verbreitete, in Brand.

Bei diesem Anblick schrieen Ngokwenhama und Jiskova laut auf vor Entsetzen. „Es sind bei 200 Personen in der Höhle,“ riefen sie, „meist Frauen und Kinder! Wir müssen hinab, sie zu retten!“ — Kaum war das Wort verklungen, so eilten wir alle Hals über Kopf den Fußpfad hinunter und dem Eingang der Höhle zu. Denn viele unserer Leute wußten ihre Bräute, ihre Kinder und Weiber in höchster Gefahr! —

Schon hatten wir das Tal zur Hälfte durchschritten, und noch immer verhielten sich die Zulus mit ihrem Fürsten in der Mitte auffallend ruhig. Ach, der grausame, tückische Tschaka hatte uns eine Falle gelegt, und

wir rannten in dieselbe blindlings hinein. Wir hatten bloß den einen Gedanken, die armen Frauen und Kinder aus der mit Rauch erfüllten Höhle zu retten und stürmten daher wütend gegen die Zuluscharen an, die sich wie eine eiserne Mauer vor uns aufgestellt hatten. Wie dort, wo der Umzimfulu in die See geht, die Wellen mit donnernder Brandung an den schwarzen Felsenmassen anprallen und dann gebrochen und machtlos zurückgeworfen werden in die kochende See, also machten wir zweimal den Versuch, die schwarzen, von Affegais starrenden Reihen zu durchbrechen, und zweimal wurden wir trotz all unseres Widerstandes zurückgeworfen.

Doch jetzt erst gewahrten wir das Entsetzliche: Die beiden Seitenflügel der feindlichen Armee hatten eine Schwenkung nach vorn gemacht und waren eben daran, uns in ihre vernichtende Umarmung einzuschließen. Ngokwenhama und Jiskova bemerkten zuerst die Gefahr und gaben schnell das Kommando, nach dem Felsenpfade zurück zu eilen. Zu spät! Schon war ein Zuluschwarm an der Stelle angekommen, wo der Fußpfad zur Höhe führt und kletterte, rechts und links die wenigen Verteidiger niederstoßend, eilends die Höhe hinauf.

Blindlings hieben wir nun in die Massen ein, die rings am Fuße des Berges schwärmten, und einige Augenblicke schien uns der Sieg gewiß. Doch jetzt drang der Feind in unserem Rücken in ungeheuren Massen vor, und auch die Gegner in der Front schlossen zu immer größerem Haufen an. Sei, da zeigte sich Ngokwenhama erst in seiner ganzen Größe! Einem Sturzbache gleich hieb sein riesiges Schwert mitten durch die Feinde hindurch eine blutige Bahn, und wir sahen uns wieder am Fuße des Berges, bevor wir es noch recht gewahr wurden. Wohl schwärmte der lange, steile Aufstieg von einer Menge von Zulus, allein sie wurden von unseren jungen Männern zurückgehalten, die in ihrer Verzweiflung wie Dämonen kämpften. So kam der Feind nicht weiter, als bis zur halben Höhe des Berges.

Die Streiter fielen in Masse von dem steilen Felsenpfade herab, sowohl unsere eigenen Leute, wie die Zulus, die sich hier, von oben und unten bedrängt, in der Klemme sahen. Jiskova drang mit seinen Kriegerern nach oben und suchte den Pfad mehr und mehr vom Feinde zu säubern. Ngokwenhama aber, an dessen Seite ich kämpfte, hatte sich am Fuße des Berges in Position gestellt, und tat alles, seinen Platz zu behaupten. Die Wut, mit der auf beiden Seiten gekämpft wurde, spottet einfach jeder Beschreibung.

„Schih — Sch — hi — ih!“ brüllten die Zulus, indem sie uns in Massen umtobten. „Whi — ip! Whi — ip!“ sang Ngokwenhamas Schwert in dem wilden Tumult, so oft es tausend niederfuhr. Oft faßte der Held seine furchtbare Waffe mit beiden Händen, um in sie die ganze Kraft seines Armes zu legen, und bei jedem Streich flog ein Kopf oder ein Arm vom Rumpfe eines Zulus. Ich aber, und noch etwa 20 unserer Krieger schwangen die scharfe Streitart. Wir hieben drauf los, als gelte es bloß Holz im Walde zu fällen, und wiederholt faßten auch wir unsere Waffe mit beiden Händen.

E einmal fuhr Ngokwenhamas Schwert so tief in einen Zuluschädel, daß er Mühe hatte, es wieder zurückzuziehen. Im gleichen Augenblicke zielten hundert feindliche Affegais nach ihm; wir aber eilten im Nu herbei und schafften ihm freie Bahn. Rasch war sein Schwert wieder frei und sang lustig weiter seinen Todeslied.

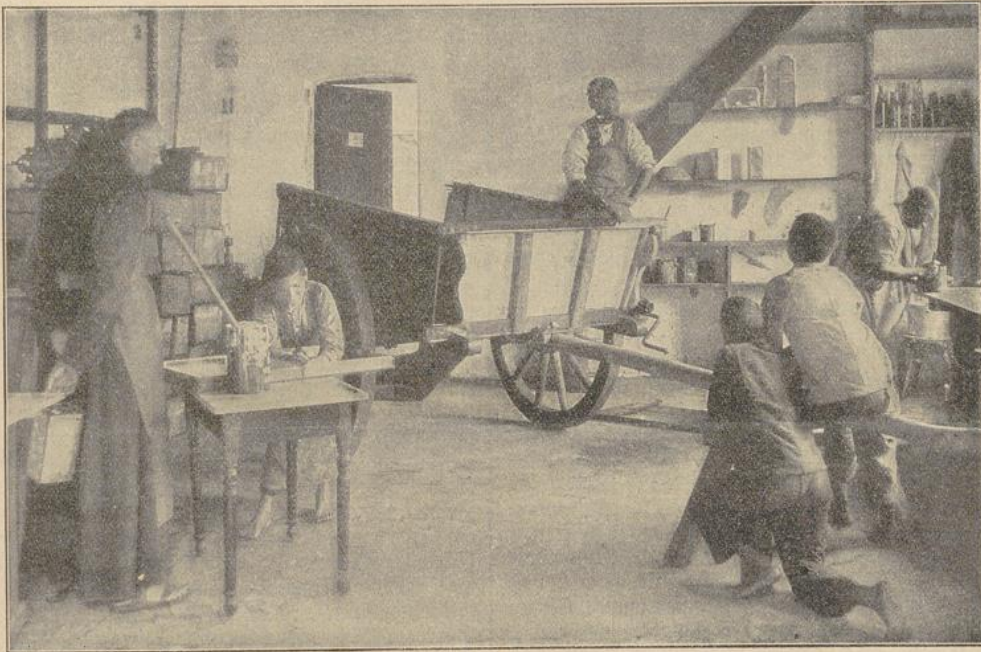
Leider schmolz unser kleiner Haufe der ungeheuren Ueberzahl gegenüber immer mehr zusammen. Da, im Augenblick der höchsten Not, kam uns Hilfe von oben.

Mit Donnerkrach fuhren hart über unsere Köpfe hinweg ganze Wolken von Steinen und Felsstrümmern mitten in die uns bedrängenden Zulus hinein. Hunderte von ihnen wurden erschlagen, die anderen wichen entsetzt zurück. Wir aber lehnten uns eine Weile, vollständig erschöpft, an die Felsenwände, und begannen dann den Fußpfad hinaufzuklettern, wo in einer Höhe von 500 Fuß über der Talebene noch immer der heißeste Kampf wütete.

Hier waren, wie gesagt, die Zulus in der Falle, denn von oben her bedrängten sie unsere braven Insizwas, die mit einem Schlage zu tapferen Helden geworden waren, von unten aber stürmte den engen Felspfad herab der heldenmütige Zisikova mit seinen Getreuen. Doch die Zulus verkauften ihr Leben teuer, und nur allzu viele

Sieg war unser, wenigstens hier auf der Höhe; denn unten im Tale stand noch immer die Hauptmacht der Zulus, mit denen wir unmöglich den Kampf aufnehmen konnten. Wir hatten als Helden gesiegt und zahllose Feinde erschlagen, doch in mein Herz wollte keine Freude einkehren. Was mir das Siegesgefühl verbitterte, war der traurige Tod des armen Zisikova.

Doch nicht genug des Jammers, denn auch für meinen lieben guten Zisosi, für den ich mit Freuden jeden Tropfen Blutes hergegeben hätte, für Ngokwenyama, war die Stunde gekommen. Er hatte trotz seines Panzerhemdes an der Seite eine große, klaffende Wunde, aus der beständig Blut herausspritzte. Ngokwenyama, der Held, den kein Feind je überwältigt hatte, wankte und wäre beinahe jählings in die gähnende Tiefe



In der Malerwerkstätte.

der Unseren verloren bei diesem letzten Verzweiflungskampfe das eigene Leben. Leider befand sich darunter auch der wackere Zisikova. Schritt für Schritt war er mit seinen Kriegern vorwärts gedrungen, und ein Zulu nach dem andern sank von seinem scharfen Msegai getroffen tot zur Erde, oder flog in weitem Bogen von der schwindelnden Höhe zur Talebene hinab. Da machte der Anführer der Zulus, ein Mann von riesiger Körpergröße, einen letzten verzweifelten Angriff, und warf, als auch dieser mißlang, seinen Msegai weg, sich zähneknirschend wie ein Tiger auf Zisikova. Dieser empfängt ihn gelassen mit der Spitze seines Msegais. Die Waffe dringt dem Zulu mitten durch die Brust und ragt ihm nach rückwärts noch um einen vollen Fuß heraus. Doch im gleichen Augenblick schließen sich die Miesenarme des sterbenden Feindes um den nichts ahnenden Zisikova. Wie eine Feder hebt ihn der zum Tode getroffene Zulu in die Höhe und stürzt sich mit ihm in die schaurige Tiefe nieder in den gemeinamen Tod.

Das war die letzte Anstrengung der auf dem Felspfade kämpfenden Zulus. Wenige Minuten noch, und auch der letzte von ihnen lag sterbend am Boden. Der

hinabgestürzt. Mit Hilfe des Beschla Inkeze führte ich ihn vollends die Anhöhe hinauf, wo er dann total entkräftet in meinen Armen zusammenbrach.

Sein Angesicht überzog sich mit Totenblässe und aus dem Munde kam blutiger Schaum. Auf eine Weile schloß er wie im Traume die Augen, öffnete sie dann wieder und flüsterte mit mattem Lächeln: „Zisikwa, ich bin am Ende! Das war mein letzter Kampf.“

Nun brach ein Strom von Blut und Schaum aus seinem Mund. Er zitterte, schauerte in sich selbst zusammen und blieb dann regungslos liegen. Nach und nach verglasten sich seine großen, offen stehenden Augen. — Ngokwenyama war tot. — (Schluß folgt.)

Aus meinem Tagebuche.

Vom Hochw. P. Joseph Biegner, R. M. M.

Emaus, 19. August 1909. — Kommt da heute ein Raffernjunge aus der Mhlaba-„Location“ zu mir mit der Bitte, einen Mann zu besuchen, dem man den Fuß abgeschlagen. Ich konnte mir von dem Falle keine klare Vorstellung machen, dachte mir jedoch, die Sache würde

sich an Ort und Stelle schon auflären, nahm die notwendigen Bandagen mit und begleitete den Jungen nach dem betreffenden Kraal. Er war beritten, ich aber ging zu Fuß.

Nach einer Weile jedoch stieg er vom Pferde und bot mir in großmütiger Weise sein Kößlein an. Es war ein junges, abgemagertes Pferd, denn es fand jetzt, zur Winterszeit, nur spärliche Weide im Freien, und Stallfütterung kennen die Kaffern nicht. Es hatte übrigens einen ruhigen, sanften Gang und schritt selbst auf den schlechtesten Kaffernpfaden sicheren Schrittes voran.

Nach zweistündigem Ritt kamen wir zur bezeichneten Hütte. Ich fand eine Menge Weibervolkes versammelt, die alle die Neugierde herbeigeloht hatte. Der Mann lag auf einer Strohmatte am Boden; der Fuß war mit schmutzigen Lappen umwunden und sah so schwarz und häßlich her, als hätte man ihn mit Pech angestrichen. Nachdem ich alles glücklich losgebunden, wusch ich den Fuß mit warmem Wasser ab und fand dann mühelos die Bruchstelle am Schienbein. Ich legte einen festen Verband an und goß zuletzt, bloß um die Leute zu befriedigen, noch etwas Medizin darüber. Der Kranke war frohen Mutes und ertrug alle Schmerzen mit erstaunlicher Geduld.

Beim Rückweg liehen mir die Leute den Gaul; der Kaffernjunge aber, der mich begleitete, hatte rasch ein zweites Kößlein zur Hand, das er lustig tummelte. Es wehte ein heftiger Sturm; ich mußte den Hut beständig in der Hand halten und hatte zuweilen Mühe, ruhig im Sattel zu bleiben.

Als wir uns Emaus näherten, sahen wir einen schrecklichen Grasbrand. Die ganze weite Gegend war in Rauch und Qualm eingehüllt, und selbst unser Wattelwald war in Brand geraten. An ein Löschen war bei solchem Wind gar nicht zu denken. Die Leute liefen ratlos umher, und ein förmliches Feuermeer näherte sich mit unheimlicher Schnelligkeit den Häusern unserer Station. Da konnte nur Gott helfen, Menschenhilfe war machtlos. Und er half; wir sahen es als ein wahres Wunder an, daß das Feuer plötzlich Halt machte, und nicht ganz Emaus ein Raub der Flammen wurde. Einem Kaffer dagegen ist der ganze Maisvorrat verbrannt, einem zweiten wurde die Hütte eingeäschert, und einem dritten brannte das ganze Anwesen, die Wohnung samt den Nebengebäuden nieder.

Wie war denn das gekommen? In der Nähe von Lourdes hatten Weiber glühende Kohlen liegen lassen und waren weiter gegangen. Das dürre Gras fing schnell Feuer, und dieses wurde infolge des Sturmwindes immer weiter und weiter über Berg und Tal getrieben. Grasfeuer sind überhaupt hierzulande eine gefährliche Sache.

Emaus, 27. August 1909. — Ein junges, krankes Weib, das an Pfingsten von P. Marcellin getauft worden war, sollte die letzte Delung erhalten. Es war schon ziemlich spät, und der Weg zum betreffenden Kraal beschwerlich und weit; wir brauchten gut vier Stunden zu Pferd, und wiederholt sahen wir uns auf den unwegsamen Pfaden genötigt, wieder abzustiegen. Hätten wir nicht einen Kaffern, namens Timotheus, zum Führer gehabt, wir hätten den Weg gar nicht gefunden. Es war eine halbschwerliche Tour; oftmals führte der schmale, schlüpfrige Pfad an gähnenden Abgründen vorüber.

Bei der Hütte angekommen, fanden wir die kranke Frau auf einer Strohmatte ausgestreckt am Boden liegen; ein Stück Holz diente ihr als Kopfpolster. Ich

hörte sie Beicht und gab ihr die letzte Delung. Bis alles fertig war, zeigte meine Uhr 1½10 Uhr abends. An ein Zurückreiten war nicht zu denken, und so blieben wir hier über Nacht. Man bot uns eine andere Hütte, die als Maismagazin diente, zum Nachtlager an, und unsere Lagerstätte bestand in zwei Strohmatte, die auf dem nackten Boden ausgebreitet waren. Als Abendessen verzehrte ich ein Stücklein Brot, das ich mir von der Station mitgenommen; auf das Kaffernbier, das man uns zum Trinken anbot, verzichtete ich aus guten Gründen.

Ich konnte auf dem harten Lager lange nicht einschlafen. Morgens 4 Uhr wachte ich auf und betete Matutin und Laudes, wobei ich ein kleines Petroleum-Lämpchen in der Hand halten mußte. Als wir dann endlich gegen 8 Uhr wieder fort ritten, war es so stürmisch, daß ich mich nicht auf dem Pferde halten konnte und genötigt war, zu Fuß zu gehen. Es war schon 11 Uhr vorbei, als ich heimkam, und da ich noch nüchtern war, las ich um ½12 Uhr die hl. Messe.

Mäusejagd im Afford. — Wir hatten heuer auf unseren Nekern viele Mäuse, welche namentlich in einem Habersfeld vielen Schaden anrichteten. Schwester Angela, unsere Oberin, schloß nun mit zwei Kaffernbuben, die das Vieh hüteten, einen Afford. Die näheren Details sind mir nicht bekannt, ich weiß bloß, daß die beiden waderen Jungen beim Viehhüten so viele Mäuse fingen, daß deren zuletzt zwei große Bürden wurden. Sie hatten sie alle kunstgerecht ausgeweidet und an Ruten ausgespießt. Die kleinen wurden abends am Feuer gebraten und verspeist, die großen weggeworfen.

Emaus, 18. September 1909. — Heute kam ein junger, stolzer Kaffernbursche angeritten. Er war noch Heide, war in eine schmutzige Decke eingehüllt und trug den Kopf gar hoch. Seine Haare hatte er hufeisenartig frisiert und in verschiedene Felder eingeteilt, dabei lachte er mit dem ganzen Gesicht und zeigte zwei prächtige Reihen schneeweißer Zähne. Um die Lenden hatte er ein Tuch von gestreiftem Kaliko, in beiden Ohren einen dicken Grashalm, und in der Rechten eine Peitsche von Seefuhhaut. Er war barfuß, die braune Decke hatte er mit einer großen Sicherheitsnadel am Rücken befestigt. Hut oder Mütze trug er nicht, wahrscheinlich, um die künstliche Frisur nicht zu verderben.

Was wollte er denn von mir? Ich sollte mit ihm gehen, um eine alte kranke Frau zu taufen. Es war Sonntag nachmittags, der Weg weit, und ich zweifelte, ob ich noch am gleichen Tag zurückkommen werde. Doch der Fall schien dringend zu sein, und somit sattelte ich mein Pferd und ritt mit ihm fort.

Sein junges Kößchen machte ihm alle Ehre. Es trug den Kopf hoch wie sein Herr, lief prächtig und bäumte sich stolz auf, wenn es mit der Peitsche einen leichten Schlag erhielt. Eine gute Stunde ging es der Straße entlang, dann eine zweite auf Seitenpfaden in die Berge hinein, bis wir endlich vor der Hütte, in der die kranke Frau lag, ankamen.

Vor dem Kraale war eine große, künstlich ausgeworfene Grube, in der sich aus einer nahen Quelle schmutziges Wasser sammelte. Hier tummelten sich zu meinem Erstaunen mehrere Gänse. Gänse vor dem Kraal eines heidnischen Kaffern! Das hatte ich während der 30 Jahre, die ich nun bald hier bin, auch noch nie gesehen. Dieser Kaffer war offenbar ein intelligenter Mann und wußte sich die europäische Kultur zu Nutzen machen. Ein zweiter Beweis hiefür war mir ein hübsches Wäldchen, das er sich im Hintergrunde der Hütten angelegt hatte, denn in der Regel findet man

vor einem heidnischen Kraal entweder nichts, oder höchstens drei bis vier verküppelte Bäume.

Ich band meinen Gaul an eine Art Galgen, der vor der Hütte stand, — man pflegte an ihm die hiesigen üblichen Ochsenriemen zu drehen — und trat ein. Ich fand die kranke Frau, die schon stark ergraute Haare hatte, am Boden ausgestreckt und wie eine Mumie in eine schmutzige braune Decke eingewickelt. Ihr gegenüber saßen ein paar andere Frauen und mitten unter ihnen ein weißgekleidetes, offenbar getauftes Mädchen. Letzteres rief sogleich einem großen Jungen, der im bloßen Hemd beim Eingange saß, zu, er solle schleunigst seine Hosen anziehen, denn der große Umfundi sei da.

Die Kranke fieberte stark, die Haut war heiß und trocken anzufühlen, Hände und Füße dagegen kalt. Symptome, die mir ihren Zustand bedenklich erscheinen ließen. Ein paar katholische Frauen, die ebenfalls anwesend waren, versicherten mir, die Kranke habe schon lange großes Verlangen nach der hl. Taufe getragen, und da sie die Fragen, die ich an sie über Gott, Taufe und Buße usw. richtete, zu meiner Befriedigung beantwortete, taufte ich sie auf den Namen *M a r i a n n a* und spendete ihr gleich darauf die letzte Oelung.

Die Leute zeigten sich alle recht wohlansständig und trugen mir zuletzt auch eine Tasse Kaffee an, den ich jedoch dankend ablehnte. Ich pflege grundsätzlich kein Essen anzunehmen, und hier fiel mir noch der schmutzige Gänseleisch ein, dem vielleicht das Wasser entnommen war.

Kaum war ich weggeritten, so begegnete mir hoch zu Roß ein fein gekleideter Kaffernbursche. Er hatte Sporen an den rot lackierten Stiefeln und frug mich verwundert, was mich hieher geführt habe. Ich sagte ihm, ich hätte unten im Tal eine alte, kranke Frau getauft. „Das ist meine M u t t e r,“ erwiderte er gerührt, und dankte mir herzlich für den ihr erwiesenen Liebesdienst. Auch eine Frau hatte mir beim Verlassen der Hütte unter innigem Dank die Hand gedrückt. Dankbarkeit ist sonst bei den Schwarzen ein seltenes Kraut, diese Leute aber bilden eine wohlthuende, rühmenswerte Ausnahme.

Es war 7 Uhr abends, als ich heimkam! und da ich das Stück Brot, das ich mitgenommen, auf dem ganzen weiten Weg unberührt gelassen hatte, schmeckte mir das Abendessen um so besser. (Fortsetzung folgt.)

Freunde der armen Seelen.

Die gottselige M. A. Josepha von Jesus.

Die im Ruße der Heiligkeit verstorbene Marie Anna Josepha von Jesus Lindmayr in München verkehrte viel mit den armen Seelen im Fegfeuer, von denen sie oft besucht und um ihre Fürbitte angefleht wurde. Wie viele Seelen sie aus diesem Feuerofen befreit hat, weiß der liebe Gott, der sie auch häufig antrieb, den armen Seelen beizuspringen. Es wurden ihr viele Seelen gezeigt, welche heiligmäßig gelebt hatten und doch erst nach Jahren erlöst wurden. Eine Seele, welche vor 15 Jahren gestorben war und für sehr fromm galt, sprach zu ihr: „Man kommt nicht so geschwind in den Himmel, es ist auch eine besondere Strafe, wenn Leute gleich jemand für heilig halten, weil dann nicht sorgfältig für diese Seelen gebetet wird.“ Ganz in Uebereinstimmung mit dem Evangelium sagt sie selbst: „Gar hart können jene zur Erlösung kommen, die hart gewesen sind gegen den Nächsten; denn was hart ist, geht hart her.“

Sie sah im Reinigungsorte viele Kinder unter 7 Jahren, weshalb sie anriet, solchen Kindern die heiligen

Sakramente der Buße und der letzten Oelung zu spenden. Dies ist übrigens auch ein Wink für manche Eltern, welche für solche Kinder kaum beten, im thörichten Wahne, in einem solchen Alter seien die Kinder überhaupt einer Sünde nicht fähig.

Wieder sah sie Seelen, welche ohne ihre Schuld im Luthertum gelebt und darin gestorben waren und durch übernatürliche vollkommene Reue die Gnade der Verzeihung erlangt hatten. Sie waren in einem anderen Gefängnis und überaus verlassen, da die Häresie ihrer ja nicht gedenkt. Der Herr lobte sie bei der heiligen Kommunion, daß sie dieser Seelen gedachte.

Sie suchte den Seelen im Reinigungsorte besonders durch Ablässe beizuspringen und munterte auch andere dazu auf. Besonders wohlthuend bezeichnete Anna Maria das heilige Weihwasser. Unser göttlicher Heiland erteilte ihr mehr als einmal den Auftrag, die Gebeine der Verstorbenen mit Weihwasser zu besprengen. Sie nennt daselbe geradezu das Gnadenwasser für Lebende und Verstorbene. Unter Tags und besonders am Abend vor dem Schlafengehen gab sie den armen Seelen reichlich das Weihwasser. Einmal, erzählt sie, vergaß ich darauf und legte mich so schlafen; aber die armen Seelen haben mich nicht im Bett liegen lassen. So lange haben sie mich um das Bett herum besucht, bis ich wieder aufgestanden bin und ihnen Weihwasser gegeben habe, hernach haben sie mich schlafen lassen.

Unter anderen Unterweisungen und Lehren, die sie von Jesus Christus empfing, verdient folgende hervorgehoben zu werden. Ich solle jede Woche eine gewisse Tugend vornehmen und mich in derselben üben vor Gott und den Menschen, innerlich und äußerlich und das Verdienst davon den armen Seelen zuwenden, z. B. die Demut jenen Seelen, welche wegen der Hoffart leiden und im Fegfeuer zurückgehalten werden, weil sie diese Tugend nicht viel geübt, ja sich selbst hochgeschätzt und andere verachtet haben. Auch innerliche Akte der Demut und Selbstverachtung solle ich machen und solche Werke in das Fegfeuer senden durch die Hände der Mutter Gottes oder meines heiligen Schutzengels. Ich solle auch die armen Seelen als Gehilfen anrufen, daß sie mich durch ihre heiligen Schutzengel mahnen lassen, wenn ich wider diese Tugend fehlen sollte, damit ich ihnen helfen und der göttlichen Gerechtigkeit Genüge leisten könne und daß sie so aus dem Fegfeuer befreit würden. Gerade durch Demut kann man den armen Seelen sehr viel helfen, weit mehr als durch andere Bußwerke. So, fährt sie fort, bin ich von Christo zu den Tugenden angetrieben und darin unterwiesen worden, bald in der einen, bald in der andern, und allzeit für jene Seelen, welche in dieser Tugend auf Erden gefehlt und jetzt im Fegfeuer dafür zu leiden haben. Auf diese Weise habe ich denselben meine Liebe gezeigt und dabei viel gelernt durch diese Tugendübung. Und weil mich die armen Seelen fleißig gemahnt haben, bin ich nicht leicht in einen Fehler gefallen. Auf diesem Wege der Hilfeleistung kommt man am allerschnellsten zur Vollkommenheit wahrer Tugend. — Möchtest du, lieber Leser, in ähnlicher Weise für die armen Seelen und zugleich für dich selbst tätig sein.

* * *

In einer ihrer vielen Erscheinungen sah die hl. Brigitta die Qualen eines edlen Fräuleins. Die Heilige war in erhabene Betrachtungen versunken, als sie plötzlich verzückt und im Geiste an den Leidensort im Jenseits geführt wurde. Unter vielen andern bemerkte sie dort

ein junges, vornehmes Mädchen, dessen Mutter durch übertriebene Nachsicht, die schlimmer als Haß ist, Schuld an den Qualen ihrer Tochter war. Sie hatte ihr zuviel nachgegeben und ihrem Gang zur Verschwendung, Weichlichkeit und Eitelkeit freien Lauf gelassen. Außerdem hatte sie dieselbe in Theater, zu Gasmätern und weltlichen Belustigungen geführt. Mit einem Wort, anstatt, ihr Kind, das von Natur selbst schon zur Vernachlässigung der wichtigsten Religionspflichten hineigte, zurückzuhalten, hatte diese verblendete Mutter es selbst in das leichtsinnige Leben eingeführt. „Es ist wahr,“ sagte die arme leidende Seele, „meine Mutter leitete mich von Zeit zu Zeit zu Tugendakten und nützlichen Andachtsübungen an; aber da sie zugleich meine Verirrungen zuließ, wurde das wenige Gute ebenfalls schlecht verrichtet und blieb wirkungslos. Ich danke es nur der unendlichen Barmherzigkeit Gottes, daß ich der ewigen Verdammnis, welche meine vielen Fehler und Sünden verdient haben, entgangen bin. Vor meinem Tode hatte ich das Glück, von Neue durchdrungen eine gute Reicht abzulegen. Zwar war diese Befehrung eine Wirkung der Furcht; aber als mein Todeskampf begann, erinnerte ich mich des Leidens Christi, und dieser Gedanke erweckte wahre Reue in mir. Mehr mit dem Herzen als mit dem Munde rief ich aus: „O Herr Jesu, ich glaube an dich als meinen Gott. Erbarme dich meiner, o Sohn Maria, um deines bitteren Leidens willen! Von ganzer Seele bereue ich alle meine Sünden und möchte sie wieder gut machen, wenn ich noch Zeit dazu hätte.“

Hierauf verschied ich; von der Hölle bin ich gnädig errettet, aber zu den schwersten Strafen des Fegefeuers verurteilt.“

Briefkasten.

M. H. in A. Die fragliche Statue konnte um 100 Mark angeschafft werden.

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Geiersberg, Lochweiler, Rosenheim, Würzburg, München, Ebern, Motten, Frankfurt a. M., Schwanden, St. Antonio, Altdorf, Bodenheim, Königshofen, Holzheim, Noppenweiler, Mosbach, Weyer, Weharn, Burglengenfeld, Faulbach, Elzach, Rannungen, Rain, Fischen, Bruchsal, Nauheim, Düsseldorf, Darmstadt, Schmalbach, Fretter, Stadthohn, Rehligen, Brand, Frimmersdorf, Paderborn, Ahaus, Bonn, Eichenheid, Westenhof, Aachen, Niederfeulen, Gereonsweiler, Krefeld, Schmittshof, Villerbed, Olfen, Köln, Bessum, Udem, Mülheim, Münster, Montjoie, Medebach, Hüttersdorf, Overath, Trier, Olpe, Langenberg, Bevelinghoven, Ahweiler, Rheinbrohl, Schevenhütte, Deverich, Henglar, Kommerstirchen, Wärselen, Griesborn, Garsdorf, Wiedenfeld, Vottrop, Clotten, Frauwallersheim, Wigerath, Emmerich, Cornelimünster, Bettendorf, Hüllern, Holzheim, Mendig, Beuthen.

Dankfagungen

gingen ein aus: Obergriesbach, Versbach, Rosenheim, Litzling, aus Provinz Hannover, Albstadt.

Gebets-Empfehlungen

in verschiedenen Anliegen gingen ein aus: Nefse, Eusdorf, Goch, Horhausen, Drolshagen, Brand, Seppentrade, Ahaus, Niederfelters, Godel, Bessum, Heimersheim, Hüttersdorf, Paderborn, Steinheim, Dären, Obervalbert, Diekirch, Hülten, Koblenz, Köln, Nippes, Werth, Hüllern, Geisingen, Freiburg, Weidenbach, Karlstadt, Pforzheim, Reckbergreuten, Brezingen, Friedberg, Versbach, Karlsruhe, Würzburg, Seebach (6mal), Haussham, Motten, mehrere aus der Schweiz, Neufnach, Alfeld, Stambach, Hünningen, Dillingen, Wieden, Altdöring, Anzing, Oberottmarshausen, Regensburg, Hölmühle, Theilheim, Oberusel, Burkweiler, Schimborn, Gochheim,

Jährich, Widnau, Oberriet, Schwarzenegg, Derendingen, Oberhausen, Beggis, Gerlau, Buchenrain, Altkstätten, Balterstwil, Jährich, Versbach, aus Amerika (7mal).

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Mehrbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Veronika Karnbaum, Nürnberg. Georg Heindl, Gerthofen. Luise Lorenz, Ottersweier. Andreas Strübel, Eschbachwalden. Fanny Otermündner, Griesbach. Marg. Schmitt, Burglauer. Monika Nadel, Ottoheuren. Barbara Hüb, Niesel. Wendelin Reith, Franz und Kath. Bös, Motten. Josef Manz, Ruffach. Helena Horat, Schwyz. Agnes Spettel, Bischofszell. A. Grohrt, J. Weingartner, Zuvil. Fridolin Stillhart, Bazenheid. Walburga Bauer-Mugehrn, St. Gallen. Frau Jeker, Bülserach. Paul Orner, Erftstätt. Franz Meyer, Erstein. Vina Gessmann. Johann Schmid, Beyarn. Leonhard Diez. Martha Hofmann. Kath. Müller, Lappersdorf. Emma Auguste Abelman. Karl Bachmann, Memmingen. Katharina Fromm, Regbach. Ferd. Duffner, Sulgau. Anna Wehler, Gernweiler. Gertrud Schmid, Grünlingen. Kath. Oberndorfer, Wajentegenbach. M. Antonine, O. S. Fr. Maria Aigner, Samersdorf. Quintin und Genov. Sauerwein. Emanuel Klingenberg. Dsitta Straub. Josefine Schott. Fel. Seifert, Würzburg. Hieron. Mettenmaier, Fr., Andelfingen. Karl Schlee, Fr., Ueberlingen. Friedr. Daubenmerck, Fr., Oberviehbach. Kath. Gengler, Neumarkt. Anton Graf, Fr., Mierterlingen. Frz. Ser Hering, Fr., Tüfthelm. Antonie Lamour, Langkirchen. Anna Marg. Reuter und Adam Roth, Seelbach. Theresia Reiz, Gottmannshofen. Frau Seidel, Frankenstein. Josefa Speiser, Fischen. Jos. Köhlin, Alfurt.

Abreiß-Kalender

für die
„Katholische Familie“.
1911.

Wenn die Erzeugnisse dieser Art, je mehr sie sich bemühen, die verschiedensten Gebiete des Wissens und Interessens als Wert- und Gedentage in Erinnerung zu bringen, desto mehr von jeder streng kirchlichen Notifizierung absehen, so ist es als doppelt freudig zu begrüßen, wenn hier einmal ein Abreiß-Kalender geboten wird, der an erster Stelle das kirchliche und liturgische Jahr berücksichtigt.

Er bringt (siehe Rückseite!) die Festtage des Herrn und der Heiligen, genau wie sie im römischen Missale (Messbuch) verzeichnet sind, mit Angabe der jeweiligen „Tagesfarbe“. — Auch bietet er eine Uebersicht der einzelnen Ablässe und Privilegien sämtlicher Bruderschaften und religiösen Vereinigungen. — Die zwischeneingestreuten Blüten, Goldkörner, Sinnsprüche und sonstigen Mitteilungen sind sehr inhaltvoll und abwechslungsreich. — Der Kalender sei deshalb allen unsern Lesern und Leserinnen warm empfohlen mit der Bitte, ihn in weitere Kreise zu tragen. (Preis Mk. 0.50.)

Die Mariannhiller Missionsvertretung.
Würzburg, Reibelsaasse 10.



Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H. Würzburg.